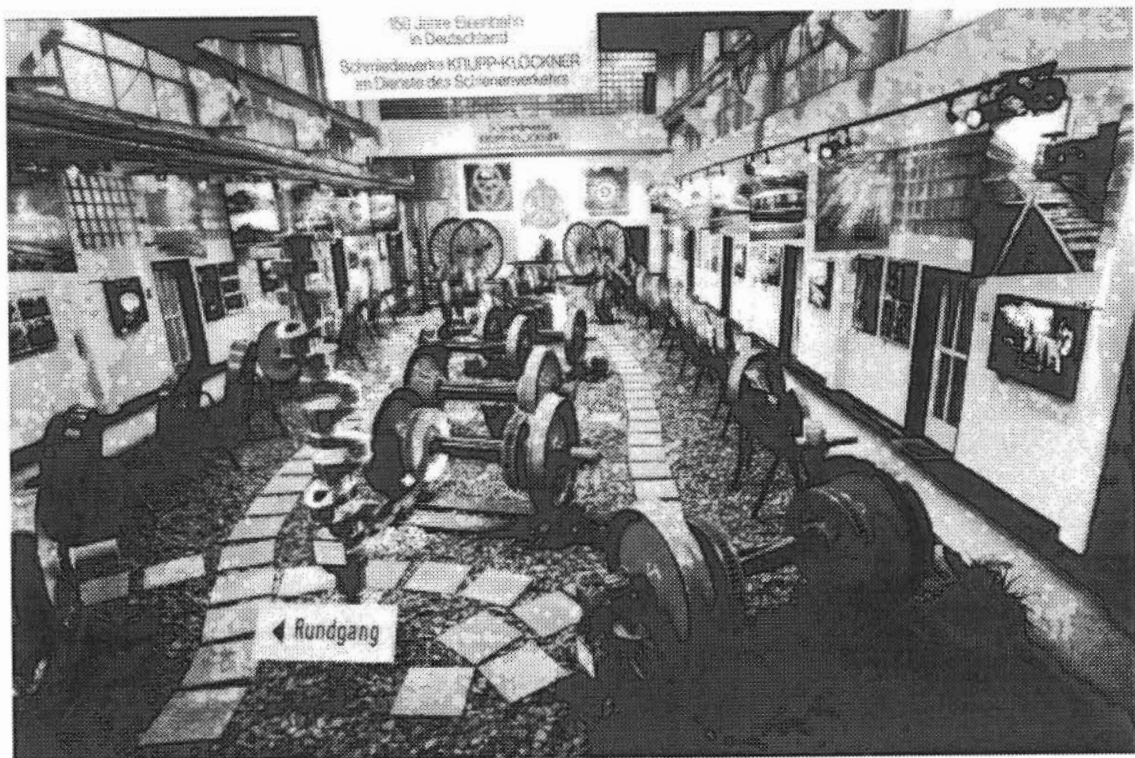


# BOCHUMER ZEITPUNKTE

Beiträge zur Stadtgeschichte, Heimatkunde und Denkmalpflege Nr. 6



3

*Clemens Kreuzer*  
**Kulturstadt Bochum - vor hundert Jahren**

17

*Thomas Dann*  
**Das Wattenscheider Postamt an der Hochstraße (1930-33)**

20

*Hans Hermann Oehler*  
**Die Räder- und Radsatzausstellung der  
„Bochumer Verein Verkehrstechnik GmbH“**

24

*Gerhard Kaufung*  
**Hermann Löns und Bochum - eine Spurensuche**

# Editorial

## Liebe Leserinnen und Leser !

mit dem nun vorliegenden sechsten Heft der Bochumer Zeitpunkte verbindet die Kortum-Gesellschaft Bochum e. V. als Herausgeber mehrere Ziele.

Als Ende 1991 die erste Ausgabe erschien, beabsichtigte der Vorstand, die Vereinszeitung erstmals in regelmäßiger Folge erscheinen zu lassen. Als Nachfolger des in Buchform seit den 1920er Jahren bis in die 1980er Jahre in acht Bänden nur sporadisch publizierten Bochumer Heimatbuches sollte der verringerte Umfang der Zeitpunkte die Gewähr für dieses Vorhaben bieten. Die berufliche Belastung der Beteiligten und vielfältige andere Aktivitäten wie etwa die maßgebliche Beteiligung der Kortum-Gesellschaft an der Bürgerinitiative gegen den Abriss des Stadtbades, die Renovierung des Vereinsdomizils am Stadtpark und die Veranstaltung des Tags des offenen Denkmals verhinderten jedoch die Einlösung dieses Versprechens.

Ein Verein wie die Kortum-Gesellschaft benötigt jedoch ein Organ, das zur Meinungsbildung beiträgt und in Verfolgung seiner in der Satzung verankerten Zwecke Stadtgeschichte, Denkmalpflege und Heimatkunde die Öffentlichkeit über historische und aktuelle Bochumer Themen informiert. Aus diesem Grund werden von nun an die Zeitpunkte jährlich in zwei Ausgaben erscheinen, jeweils im Januar und im Juli, und den Mitgliedern zugesandt. Die schon in den Vorgängern vorhandene inhaltliche Vielfalt der Beiträge soll auch in diesen Heften unbedingt beibehalten werden, um weiterhin einen breiten Leserkreis anzusprechen.

Es ist außerdem beabsichtigt, in Zukunft vielleicht dem einen oder anderen Themengebiet einmal ein Sonderheft zu widmen, das dann auch die Reihe der Bochumer Heimatbücher wiederbeleben könnte.

Viel Freude beim Lesen wünscht Ihnen

*Dietmar Bleidick*

Bild auf der Titelseite:  
*Ansicht der Räder- und Radsatzausstellung der „Bochumer Verein Verkehrstechnik GmbH“  
Sammlung Hans Hermann Oehler*

Das Redaktionsteam freut sich über jede Zusendung geeigneter Beiträge zur Veröffentlichung in den Bochumer Zeitpunkten. Senden Sie Ihren Artikel bitte an die Kortum-Gesellschaft oder den Verlag.



### Impressum

Bochumer Zeitpunkte  
Beiträge zur Stadtgeschichte,  
Heimatkunde und Denkmalpflege  
Heft 6, Januar 2000

Herausgeber:  
Dr. Dietmar Bleidick  
Yorckstraße 14, 44789 Bochum  
Tel.: 0234 / 335406  
e-mail: dietmar.bleidick@ruhr-uni-bochum.de  
im Auftrag der  
Kortum-Gesellschaft Bochum e.V.  
Vereinigung für Heimatkunde,  
Stadtgeschichte und Denkmalschutz  
Bergstraße 68 a  
44791 Bochum

Redaktion:  
Dr. Dietmar Bleidick, Peter Kracht

Druck:  
A. Budde GmbH  
Berliner Platz 6 a, 44623 Herne

Verlag:  
Peter Kracht ♦ Verlag  
Limbeckstraße 24, 44894 Bochum  
Tel.: 0234 / 263327  
e-mail: kracht.verlag@t-online.de

ISSN 0940-5453

**Schutzgebühr: DM 2,-**

Für Mitglieder der  
Kortum-Gesellschaft kostenlos.

Für namentlich gekennzeichnete  
Beiträge sind die Verfasser  
persönlich verantwortlich.

## Kulturstadt Bochum - vor hundert Jahren

*Bochum sieht sich im ausgehenden 20. Jahrhundert als „Kulturstadt“. Daraus ergibt sich in kulturgeschichtlicher Retrospektive die Frage, wie das hiesige Kulturangebot denn hundert Jahre zuvor - am Ende des 19. Jahrhunderts - aussah. Was war damals schon da von der heutigen „Kulturstadt“? Dieser Frage soll mit Hilfe der Berichterstattung des „Märkischen Sprecher“, der namhaften Bochumer Lokalzeitung dieser Zeit, nachgegangen werden. Der Verfasser hat die Monate Mai bis Dezember des Jahrgangs 1899 systematisch auf die enthaltene Kulturberichterstattung durchgesehen und zum Ausgangspunkt weiterer Nachforschungen gemacht.<sup>1</sup>*

### Der Jahrhundertwechsel vor 100 Jahren

Als Jahrhundertwechsel galt offenkundig auch im damaligen öffentlichen Bewusstsein der Übergang von Sylvester 1899 auf den Neujahrstag 1900 und nicht erst die Jahreswende 1900/1901. Jedenfalls schreibt der Märkische Sprecher am 30. Dezember 1899: „(...) wenn die Sylvester-Glocken erklingen, dann läuten sie mit dem neuen Jahr ein neues Jahrhundert ein“, und in seiner ersten Ausgabe des Jahres 1900 (MS 2.1.1900) berichtet er über die „Jahrhundertfeiern“. Die ganze Titelseite nimmt neben einem „Glück Auf zur Jahrhundertwende“ die im Wortlaut wiedergegebene „Ansprache Sr. Majestät des Kaisers und Königs an die Offiziere der Garnison Berlin bei der Jahrhundertfeier im Jahre 1900“ ein. Im Lokalteil wird kürzer über den örtlichen Jahrhundertwechsel berichtet: „Die Jahrhundertfeier ist in Stadt und Land festlich begangen worden. In Bochum begannen mit dem Schläge 12 von den Thürmen der Kirchen sämtliche Glocken zu läuten. Auf dem Rundgang der Christuskirche hatte sich die städtische Kapelle eingefunden, die von dort mehrere Choräle blies. In den Straßen herrschte ein fröhliches Treiben (...).“

Was es an Veranstaltungen zum Jahreswechsel 1899/1900 gab, ist der am 30.12.1899 erschienenen Jahresschlussausgabe des Märkischen Sprecher (Sylvester fiel damals auf einen Sonntag) zu ent-

<sup>1</sup> Im Stadtarchiv Bochum fehlt leider der Zeitraum Januar bis April 1899. Die Belegstellen aus dem Märkischen Sprecher werden im nachfolgenden Text mit MS und dem Erscheinungstag zitiert.

nehmen. Das Stadttheater bot an Sylvester 1899 in einer Nachmittagsaufführung Friedrich Schillers „Maria Stuart“ und abends gemeinsam mit „vollem Orchester der Stadtkapelle“ ein „Festspiel in 1 Aufz. v. Agnes Conradi“ mit dem Titel „Zum neuen Jahrhundert“. Was sich hinter diesem „Festspiel“ verbarg, hat die Zeitung weder vor noch nach der Veranstaltung berichtet. Es handelte sich wahrscheinlich um eine musikalische Revue, denn Agnes Conradi, die in der Ankündigung genannt wird, war die Ehefrau und tatkräftige Fachgehilfin des für die Wintersaison 1899/1900 mit seiner Schauspieltruppe an das Stadttheater verpflichteten Theaterdirektors Paul Conradi und auch später wieder Hauptfigur in einem „Schauspiel mit Gesang“ (MS 10.2.1900). Ihrem Festspiel schloss sich die als „grosse Posse mit Gesang“ avisierte Aufführung des „Lumpaci Vagabundus“ von Nestroy an.

In der Tonhalle, einem Gasthaus mit großem Theatersaal im Bereich der heutigen „Drehscheibe“, gastierte bereits seit den Vorweihnachtstagen das „Plattkölnische Volkstheater“ des Wilhelm Josef Millowitsch, Großvater des erst kürzlich verstorbenen Kölner Theateroriginals Willy Millowitsch<sup>2</sup>. In der Nachmittagsvorstellung des Sylvestertages brachte es eine - so die Ankündigung - „urkomische Operette“ mit dem Titel „Der Mikado oder Kölsche Japanese“. Abends folgte eine „Volksposse“, die nicht weniger kölnisch gefärbt war: „Der Tünnes und der Teufel“. Am Neujahrstag bot das Millowitsch-Theater nachmittags eine „grosse Posse“, die zum Zeitpunkt passte: „Ein Abenteuer in der Neujahrsnacht“. Abends folgte das Musikspiel „Drei Tage aus dem Kölner Leben“, ein „Kölner Lebensbild mit Gesang von W. Millowitsch“.

Auch das Stadttheater lag am Neujahrstag ganz auf der Linie der leichten Muse. Nachmittags wurde „Im weißen Rössl“ gegeben, angekündigt als Lustspiel mit musikalischer Begleitung des städtischen Orchesters. Die gleichnamige Operette ist erst später entstanden. Abends folgte eine „grosse Operetten-Posse“ mit dem Titel „500 000 Teufel“, wiederum mit „vollem Orchester“. Es hat sich aber diesmal wohl nicht um das örtliche gehandelt, denn das philharmonische Orchester der Stadt unter Musikdirektor Heinrich Hammer gab am Abend des Neujahrstages ein „grosses Konzert“ im Hotel „Viktoria“ an der Alleestraße. Bleibt zum musikalischen Angebot des Jahreswechsels noch zu ergänzen, daß das Restaurant Eldorado an der Wiemelhauser Straße an beiden Tagen zu einem „Monstre-Concert“ einlud.

Dass beim Jahreswechsel 1899/1900 bereits ein „Stadttheater“ und ein städtisches „philharmoni-

<sup>2</sup> C. Bernd Sucher (Hg.), Theaterlexikon, Bd. 1, München 1996, Stichwort „Millowitsch“.

ches Orchester“ existierten, überrascht den heutigen Zeitgenossen. Wurde nicht vor wenigen Jahren erst das 75jährige Bestehen des Schauspielhauses und der Symphoniker gefeiert, als Schöpfungen des 20. Jahrhunderts? Wer, nunmehr neugierig geworden, den Märkischen Sprecher des Jahres 1899 durchsieht, trifft bereits auf ein Stadttheater, ein städtisches Orchester und darüber hinaus auf ein erstaunlich reichhaltiges Kulturleben. Städtische Festredner der Gegenwart sollten vorsichtig sein, wenn sie in der heutigen Stadtkultur nur Aufbauleistungen des 20. Jahrhunderts feiern. Gewiss ist in diesen hundert Jahren manches hinzugekommen und vieles wesentlich professioneller geworden, doch was Bochum scheinbar erst im jüngsten Jahrhundert an kultureller Substanz geschaffen hat, ist in großen Teilen nichts völlig Neues, sondern Weiterentwicklung und Ergänzung eines am Ende des 19. Jahrhunderts bereits vorhandenen Angebots.

Was die Ausgaben des Märkischen Sprechers - schon dem Umfang nach nur ein Bruchteil heutiger Zeitungen - an kultureller Berichterstattung brachten, versteckte sich zumeist zwischen einer langen Ansammlung von Kurznachrichten unter der Überschrift „Lokales und Provinzielles“. Lokale Kulturberichte, die in ihrem Umfang über diese Kurznachrichten hinausgehen, kamen nur sporadisch vor. Einen besonderen Kulturteil gab es weder im lokalen, noch im überregionalen Teil des Blattes. Der in unregelmäßigen Abständen, insbesondere in den umfangreicheren Wochenendausgaben, unter der Bezeichnung „Feuilleton“ oder „Kleines Feuilleton“ publizierte Teil der Zeitungen enthielt im wesentlichen die Fortsetzungen eines Romanabdrucks oder Kurzgeschichten und nur selten und dann in ganz geringem Umfang ein wenig Kulturberichterstattung.

Eine hilfreiche Informationsquelle über das kulturelle Geschehen ist neben der redaktionellen Berichterstattung der Inseratenteil, denn keine Veranstaltung, die auf einige öffentliche Resonanz zielte, kam ohne grafisch und typographisch auffällig gestaltete Anzeigen aus: So finden sich über Theateraufführungen und Konzerte, Bilderausstellungen und Vortragsveranstaltungen, sobald sie von einigem Rang waren bzw. diesen für sich beanspruchten, vergleichsweise auffällige Anzeigen. Doch diese informieren zwar über das Ereignis, sagen aber zumeist nur wenig über dessen Seriosität und Qualität.

Trotz der dargestellten Einschränkungen erweist sich der Märkische Sprecher bei der Auswertung seiner Text- und Anzeigenseiten als brauchbare Quelle über das Bochumer Kulturleben des ausge-

henden 19. Jahrhunderts, die mindestens Anlässe und Stichworte zum Weiterforschen liefert.

### **Ein städtisches philharmonisches Orchester**

---

Im Bochumer Musikleben des ausgehenden 19. Jahrhunderts war das städtische philharmonische Orchester so-

wohl der Qualität als auch der Breite und Intensität seines Angebots nach von besonderer Bedeutung. Bochums damalige Philharmoniker waren ein erstaunlich fleißiges Orchester. Es präsentierte sich allein an den beiden Pfingstfeiertagen des Jahres 1899 mit acht verschiedenen Konzerten (MS 3.5.), und auch die Absichten zum Winterhalbjahr 1899/1900 belegen ein starkes Engagement:

Im Spätsommer kündigte der Märkische Sprecher das erste von zehn im Winterhalbjahr 1899/1900 geplanten Symphoniekonzerten an (MS 2.9.). Darüber hinaus wollte das Orchester an jedem Freitag- und Sonntagabend mit Familienkonzerten und jeden Sonntagmorgen mit einem Frühkonzert bei freiem Eintritt im großen Saal des Viktoria-Hotels an der Alleestraße aufspielen (MS 21.9.). Schließlich bot es neben diesen Konzertreihen in regelmäßigen Abständen „grosse Concerte“ an, die im Stadtpark-Restaurant oder im Viktoria, im Sommer auch als Freiluft-Konzerte im Stadtpark oder im Viktoria-Garten stattfanden.

Hinzu kamen musikalische Auftritte der unterschiedlichsten Art. Als Ende Mai 1899 ein Operetten-Ensemble anreiste, um „Die Geisha“ von Sidney Jones mit „50 Sängern und Sängerinnen“ sowie „mit glänzender Ausstattung an Decoration, Requisiten, Möbeln“ (MS 27.5.) aufzuführen, oblag dem philharmonischen Orchester „der instrumentale Theil der Aufführung“ (MS 1.6.). Dasselbe war im Herbst bei den Aufführungen des „Sommernachtstraum“ (MS 10.11.) und verschiedener Operetten im Stadttheater der Fall. Im Juni bestritt es gemeinsam mit dem preisgekrönten Männergesangsverein (MGV) „Iduna“ aus Barendorf ein „Doppel-Monstre-Concert“ in der Engelsburg, das durch ein „prachtvolles Feuerwerk“ abgeschlossen wurde (MS 12.6.). Die Philharmoniker erschienen in der Reihe der „Vereinshauskonzerte“ ebenso wie in der Abonnementreihe des Musikvereins, sie wirkten mit beim Sommerfest des Gesangsvereins „Liedertafel-Schubertbund“, und als der Landwehr- und Kriegerverein sein Sommerfest traditionsgemäß mit einem Festzug begann, marschierte ebenfalls traditionsgemäß die städtische Kapelle an der Spitze mit (MS 24.7.).

Mit solchen Traditionen machte Orchesterchef Heinrich Hammer aber Schluss. Dass sein Orchester wie ein dörflicher Spielmannszug die Festzüge der örtlichen Vereine anführte, mochte den Intentionen der kleinstädtischen Gründer von 1870 entprochen haben. Doch er war dabei, „die obligatorischen Marsch- und Standmusiken zugunsten anspruchsvoller symphonischer Konzerte“ abzuschaffen<sup>3</sup> und aus der vormaligen „Städtischen Kapelle“ nicht nur dem Namen nach ein „philharmonisches Orchester“ zu machen.

Heinrich Hammer, der die Leitung der städtischen Kapelle 1898 übernommen hatte, war ein hoch qualifizierter und international erfahrener Orchester-Chef, der nach seinem Musikstudium in Deutschland und Italien als Orchesterleiter in Stockholm, Den Haag, Paris und Amsterdam tätig gewesen war, bevor er nach Bochum kam. Dass er schon 1901 als Musikdirektor nach Lausanne berufen wurde und darauf nach Genf wechselte, wo er die Grundlagen zu dem später weltberühmten Orchestre de la Suisse Romande schuf, und dass er 1904 nach mehreren Gastdirigaten bei den Berliner Philharmonikern für deren Leitung im Gespräch war<sup>4</sup>, belegt die herausragenden Fähigkeiten des Mannes, der um die Jahrhundertwende den Taktstock in Bochum führte und hier neue Maßstäbe in der Musik setzte.

Dass er dennoch manches populistische Zugeständnis machen musste, hatte wohl finanzielle Gründe. „Städtische“ Kapelle war das Musiker-Ensemble seit seiner Gründung nämlich nur insofern, als die Stadt einen „Städtischen Kapellmeister“ engagierte, dem sie einen festen Betrag in bescheidener Höhe als Jahreszuschuss zur Verfügung stellte. Dieser hatte nun ein Orchester zusammenzustellen, indem er Musiker auf eigene Rechnung verpflichtete; mit den Einspielergebnissen der diversen Konzerte und dem städtischen Zuschuss hatte er sie zu bezahlen und sonstige Kosten zu bestreiten. Was übrig blieb, war sein Honorar.

An dieser Situation hatte sich bis zur Jahrhundertwende lediglich geändert, dass der Jahreszuschuss der Stadt, der seit Mitte der 80er Jahre 2.400 Mark betragen hatte, mit Hammers Einstellung auf 3.600 Mark angehoben worden war. Doch auch die reichen, wie in einem im Märkischen Sprecher veröffentlichten Leserbrief am 9.8.1899 steht, nicht annähernd aus. Der Briefschreiber hielt es an der Zeit, „an eine grundsätzliche Regelung unserer Bochumer Konzertverhältnisse“ zu denken. „Wir hät-

ten dann endlich in Bochum stabile Verhältnisse und einen Dirigenten, um den uns Essen und Dortmund beneiden könnten. Und wenn wir auf Oper, auf Schauspiele mit großer Ausstattung, auf Gemäldegalerien und ähnliche Kunstgenüsse verzichten, wäre ein gutes Konzert nicht wenigstens *etwas* für unsere gewerbefleißige Stadt?“ (MS 9.8.)

Dass die Bochumer ihr mit großem Engagement und steigenden Leistungen auftretendes Orchester zunehmend schätzten, belegt die Teilnahme an einem „Wohlthätigkeits-Concert“, das es am 12.12.1899 zugunsten einer Unterstützungskasse für die Bochumer Musiker gab. Während zu den Symphoniekonzerten im Winter etwa 200 und im Sommer lediglich 70 Besucher gekommen waren (Leserbrief im MS 9.8.), erlebte diese Aufführung mit fast 700 Besuchern eine Resonanz, wie es sie nach Darstellung der Zeitung mit Ausnahme eines Bochumer Gastkonzertes der Berliner Philharmoniker noch nie gegeben hatte (MS 16.12.). Zu dem Konzert, in dem die Leonoren-Ouvertüre von Beethoven, die Polonaise von Liszt und Beethovens 9. Symphonie gegeben wurden, ist im Märkischen Sprecher von „orchestralen Leistungen auf sehr hoher Stufe“ und von teilweise „enthusiastischen Beifallsstürmen“ die Rede (MS 16.12.). „Zur Zeit besitzen wir ein hervorragendes philharmonisches Orchester unter Leitung des Musikdirectors Hammer“, schrieb denn auch Max Seippel 1901 in seinem längst zum stadthistorischen Klassiker gewordenen „Rück- und Rundblick bei der Wende des Jahrhunderts“<sup>5</sup>.

### **Konzert- veranstaltungen der örtlichen Gastronomie**

Die Konzerte des philharmonischen Orchesters fanden zumeist im Stadtparkrestaurant statt, häufig aber auch im großen Saal des Hotels Viktoria

und manchmal im evangelischen Vereinshaus. Das evangelische Vereinshaus, „ein Gesellschaftshaus mit Restauration, Gesellschaftsräumen und großem Saale sowie Garten“ an der Mühlenstraße<sup>6</sup> (heute Windmühlenstraße), war Ende des 19. Jahrhunderts ohnehin Aufführungsort regelmäßiger Musikveranstaltungen. Die „Vereinshauskonzerte“, im Abonnement angebotene Konzertreihen von vierteljährlich drei bis vier Veranstaltungen, sind im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts zu einem festen Begriff im Bochumer Kulturleben geworden. Im Juni 1899 lief bereits die 34., im Dezember die 36. Reihe der Vereinshauskonzerte. Offenbar war ihr musi-

<sup>3</sup> Dieter Bloch, Fünfzig Jahre öffentliche Musikpflege in Bochum, in: Kulturamt der Stadt Bochum (Hg.): Bochumer Aspekte 69, Bochum 1969, S. 106.

<sup>4</sup> Dieter Bloch, Vom Stadtmusicus zum Philharmonischen Orchester, Bochum 1973, S. 76

<sup>5</sup> Max Seippel, Bochum einst und jetzt. Ein Rück- u. Rundblick bei der Wende des Jahrhunderts, Bochum 1901, S. 291.

<sup>6</sup> Ebd., S. 290.

kalisches Angebot vergleichsweise anspruchsvoll, denn der Märkische Sprecher vom 10.6.1899 rühmte ein „reichhaltiges und feingewähltes Programm“ der zuvor stattgefundenen Konzertveranstaltung, beklagte aber zugleich, dass „der Besuch sehr zu wünschen übrig ließ“.



Abb. 1: Evangelisches Vereinshaus Bochum (Postkartenauschnitt, Stempel 1898)

Konzertabonnements boten auch Bochumer Restaurantbetriebe an. Die „Felsenburg-Concerte“ etwa, die in den Sommermonaten in der „Felsenburg“, dem an der Wittener Straße gelegenen „größten Garten-Etablissement der Stadt“ (MS 16.6.), stattfanden, waren im Sammel-Ticket zu buchen: „12 beliebig verwendbare Einzelkarten“ kosteten drei Mark (MS 16.6.). Darüber hinaus gab es zahlreiche Einzelkonzerte. Im Märkischen Sprecher erschienen in den Sommermonaten zu jedem Wochenende drei, vier oder fünf Konzertanzeigen der heimischen Gastronomie. Jedes größere Restaurant, das etwas auf sich hielt, bot - wenn schon nicht kontinuierliche Reihen, so doch sporadisch immer wieder - Musikveranstaltungen an. Neben der „Felsenburg“ traten 1899 u. a. der „Bochumer Gürzenich“, das Hotel Viktoria, das Stadtpark-Restaurant, das Restaurant Kortum, die „Reichskapelle“, die „Engelsburg“ und das Weitmarer Restaurant Garthmann für Konzerte werbend in Erscheinung.

„Wirte als Kunstmäzene“ hat Dieter Bloch in seiner Bochumer Musikgeschichte ein Kapitel überschrieben, in dem er darstellt, dass sich „im ganzen vorigen Jahrhundert ein reges musikalisches Leben in den Gaststuben und Hotelsälen Bochums“ abspielte.<sup>7</sup> Die Wirte hätten „als Hauptvermittler zwischen Musik- und Zehrgeräten ihren zahlreichen Gästen ein klingendes Kaleidoskop“ geboten. Dass sie dadurch zahlreiche Gäste an das Haus binden konnten, zeigt das Beispiel der „Engelsburg“. Bei ihr bestand ein „geschlossener Verein zu sonntägli-

<sup>7</sup> Bloch, Stadtmusicus (wie Anm. 4), S. 58.

chen musikalischen Unterhaltungen und Tanzvergnügen, dessen Sommerkonzerte zwischen Mai und September solchen Zulauf hatten, daß einheimische Nichtmitglieder selbst gegen Entgelt keinen Einlaß fanden“<sup>8</sup>.

Die sommerlichen Freiluft-Konzerte, die insbesondere in den Gartenanlagen der Felsenburg und des Restaurants Kortum sowie beim Stadtpark-Restaurant stattfanden, waren offenbar sehr beliebt. Da sie jahreszeitlich an die Monate Mai bis August/Anfang September gebunden waren, war in diesen Monaten auch das Konzertangebot der Gastronomie am größten. Aber auch im Winter wusste man sich jahreszeitlich einzurichten: Mitte November 1899 zum Beispiel boten ungarische Zigeunerkapellen sowohl in der „Reichskapelle“ als auch in der „Felsenburg“ heiße Rhythmen zur kalten Jahreszeit (MS 18.11.), und Ende Dezember machten manche Gartenrestaurants aus der Not eine Tugend, indem sie zum „Eiskonzert“ bei „spiegelblanker Eisbahn“ einluden (MS 23.12.).

**Stadtpark Bochum — (W. Werner)**  
Sonntag den 25. Juni 1899, zum Turnfest:  
**Grosses Concert**  
ausgeführt von der ganzen Buchbad'schen Capelle.  
Anfang 4 Uhr. Ende 9 Uhr. Entree 40 Pfg.  
Abonnementskarten haben Günstigkeit. — Untere Terrasse frei.

**Stadtpark Bochum (W. Werner),**  
Montag den 26. Juni 1899, zum Turnfest:  
**Grosse Militär-Concerte**  
ausgeführt von der ganzen Capelle des  
Infanterie-Regiments Kaiser Nicolaus von Russland  
unter persönlicher Leitung des Stabstrompeters Herrn Ahlmann.  
Nachmittags Anfang 3 1/2 Uhr. Entree 50 Pfg. Abends 8 Uhr.  
Abonnements-Billets — in den bekannten Verkaufsstellen zu haben  
— haben Günstigkeit. Untere Terrasse frei.

**Felsenburg (Wwe. Korn),**  
Wittenerstrasse 84.  
Haltestelle der elektrischen Straßenbahn.  
Sonntag den 25. und Montag den 26. ds. Mt.:  
**Große Militär-Concerte.**  
(Musikerschule Bavaria). Entree 20 Pfg.  
Anfang Nachm. 3 1/2 Uhr.

Restauration Gürzenich, Wiemelhauser-  
strasse 13.  
Sonntag den 25. Juni, Nachmittags von 4 Uhr ab:  
**Grosses Frei-Concert und Ball.**  
Es ladet freundlichst ein

**H. Fischedick.**

**Freudenberg Bochum.**  
Dienstag den 20. Juni cr. (Peter und Paul).  
Abends 7 1/2 Uhr:  
**Grosses Militär-Concert,**  
ausgeführt von der ganzen Capelle des Inf.-Regt. Nr. 150  
unter der Leitung des Regt. Musik-Directors Herrn Beer.  
Mit Beginn der Dunkelheit:  
**Italienische Nacht. Brillant-Feuwerk.**  
Nach dem Concert: **Lampkränzen.**  
Entree im Vorverkauf 0,50 Mk., an der Kasse 0,75 Mk.  
**Richard Bickern.**  
Die elektrische Bahn fährt bis nach Schluß des Concertes.

Abb. 2: Anzeigen im Märkischen Sprecher (1899)

<sup>8</sup> Ebd.

Die potentiellen Konzertbesucher und gleichzeitigen Restaurantgäste wurden mit Schlagworten und Superlativen umworben. Kaum eine Veranstaltung dieses Genres, die nicht als „groses Concert“ herausgestellt wurde, doch diese Charakterisierung allein reichte den Veranstaltern häufig nicht. Das „Groses Concert“, für das der „Bochumer Gürzenich“ im Märkischen Sprecher (MS 6.5.) warb, wurde dem Wortlaut der Anzeige nach „ausgeführt von den größten Instrumentalisten der Welt“. Die „Engelsburg“ veranstaltete im Juni 1899 „ein grosses Doppel-Monstre-Concert“, das so bezeichnet wurde, weil es gemeinsam von dem philharmonischen Orchester und dem preisgekrönten Männergesangsverein „Iduna“ aus Bärenndorf dargeboten wurde und ein „prachtvolles Feuerwerk“ den musikalischen Abend abschloss (MS 12.6./15.6.).

Gelegentlich wurde das gastronomische Musikinteresse mit patriotischen Anlässen verbunden. Wegen des Sedan-Gedächtnistages - die im wilhelminischen Deutschland jährlich gefeierte Wiederkehr der siegreichen Schlacht bei Sedan im deutsch-französischen Krieg von 1870/71 - veranstaltete etwa der „Restaurant Traß“ am Wilhelmsplatz (heute Husemannplatz) im September 1899 „in seinem Lokale ein patriotisches Freiconcert“, bei dem immerhin das philharmonische Orchester spielte (MS 2.9.), und im November fand „im Garthmannschen Locale in Weimar ein Concert zugunsten der im Transvaal-Krieg in Südafrika verwundeten Buren und Deutschen“ statt (MS 8.11.).

Die „Restaurateure“ verpflichteten zwar hin und wieder auch die örtlichen Philharmoniker, doch vorwiegend wurden auswärtige Musikergruppen engagiert, die um so gefragter waren, je exotischer sie auftraten. Bei den bereits erwähnten Auftritten von Zigeuner-Kapellen Anfang November 1899 wetteiferten die „Reichskapelle“ mit ihrer „original-ungarischen Zigeuner-Kapelle aus Budapest“ und die „Felsenburg“ mit ihrer „beliebten ungarischen Magnaten-Zigeuner-Kapelle in Husarenuniform“ um die Gunst des Publikums (MS 18.11.).

Uniformierte Musiker waren - preußischem Zeitgeist entsprechend - ohnehin besonders beliebt. Es gab 1899 kaum einen Monat, in dem nicht die eine oder andere renommierte Militärkapelle konzertierte. So spielte z. B. im Juni das Musikkorps der kaiserlichen 4. Matrosen-Artillerie-Abteilung aus Cuxhaven, „die Lieblingskapelle der entschlafenen Kaiserin Augusta“ (MS 13.6.) im Stadtpark auf und veranstaltete das Weimarer Restaurant Garthmann ein „Grosses Militair-Concert mit nachfolgendem Tanzkränzchen“, das von der Kapelle des Königlichen Infanterie-Regiments Nr. 171 aufge-

führt wurde (MS 15.6.). Anfang Oktober fand im Schützenhof ein „Elite-Concert der gesamten Kapelle des I. Garde-Regiments zu Fuss unter pers. Leitung des königl. Musikdirektors Fritz Möller aus Potsdam“ statt. Die als „Lieblingskapelle Seiner Majestät des Kaisers“ angekündigte Kapelle bot „historische Musik“ aus der Zeit von 1491 bis 1899, wobei die „36 Original-Heroldtrompeten, Fanfaren, Feldtrommeln und Kesselpauken“ sowie „altdeutsche Fanfaren von 16 Antilopen-Kriegshörnern“ als besondere Attraktion galten (MS 30.9.). Der Märkische Sprecher meinte, dass ein Konzert „dieses illustren Musikkorps zu den bedeutendsten Ereignissen unseres Musiklebens gerechnet werden“ dürfte (MS 30.9.). Auch die Kapelle des Regiments Garde du Corps, die im November im Schützenhof gastierte, zählte nach dem Urteil des Blattes „zu den auserlesensten Elite-Kapellen, welche infolge ihrer häufigen Mitwirkung bei grossen Paraden und den Empfängen fremder Fürstlichkeiten berufen sind, den Glanz der deutschen Armee nach außen zu repräsentieren“ (MS 7.11.).

### **Gesangvereine und Gesangabteilungen**

Eine bedeutende Rolle spielten in der Bochumer Musikwelt des ausgehenden 19.

Jahrhunderts die zahlreichen Gesangvereine und Gesangabteilungen der übrigen Vereine. In der zweiten Jahrhunderthälfte war ein ungewöhnlich breites und vielfältiges Vereinswesen aufgeblüht. Seippel schreibt kritisch über die Vereinsmeierei um die Jahrhundertwende, „daß die Abende von Vielen nur den Vereinen gewidmet werden und für Manchen die 7 Wochentage nicht ausreichend sind, den Vereinsverpflichtungen nachzukommen“.<sup>9</sup> Das 1899 erschienene „Adressbuch der Stadt Bochum und der angrenzenden Bezirke von Altenbochum, Weimar und Wiemelhausen“ verzeichnete für dieses Gebiet nicht weniger als 178 Vereine, unter denen 27 Gesang- und Musikvereine waren. Alle übrigen heutigen Bochumer Stadtteile, die hier noch nicht einbezogen waren, hatten natürlich ebenfalls ihre Gesangsvereinskultur; allein in Langendreer gab es damals 14 Männergesangsvereine<sup>10</sup>.

Dabei beschränkte sich die Pflege des mehrstimmigen Gesangs aber keineswegs auf die Gesangsvereine. Viele der übrigen Vereine hatten ihre eigene „Gesangabteilung“. So traten zum Beispiel im Monat Juli 1899 in den Ankündigungen des Märkischen Sprechers die „Gesangabteilung des ev. Bür-

<sup>9</sup> Seippel, Bochum (wie Anm. 5), S. 288.

<sup>10</sup> Herbert Danz, Sangesfreude - Sangesfreunde. Eine Dokumentation der Gesangsvereine in Langendreer und Werne. Bochum 1993 (Übersicht S. 3 ff.).

gervereins von Grumme, Vöde und Umgebung“ (MS 12.7.), der „Gemischte Chor des ev. Jünglings- und Männervereins“ (MS 18.7.) und die Gesangabteilung des „Landwehr- und Kriegervereins“ (MS 24.7.) mit musikalischen Darbietungen in Erscheinung. Besonders ausgeprägt war die Pflege des Gesangs bei den Knappenvereinen, von denen die meisten eigene Gesangsgruppen besaßen.<sup>11</sup>

Der Chorgesang hatte sich in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einer echten Breitenkultur entwickelt. Was sich im internen Vereinsleben an Chorproben, Übungsabenden, „Ständchen“ aus den verschiedensten Anlässen und Musikdarbietungen bei den eigenen Vereinsfeiern ergab, ist kaum noch zu quantifizieren, aber zweifellos ganz erheblich. Aus den Veröffentlichungen des Märkischen Sprechers lässt sich nur noch das publizierte Angebot der Gesangsvereine und der Gesangabteilungen anderer Vereine nachvollziehen.

Da zeigte man in öffentlichen Konzerten, was man konnte. So präsentierte sich etwa der bereits erwähnte „Gemischte Chor des ev. Jünglings- und Männervereins“ mit einem „Liederabend im Kaisersaal des ev. Vereinshauses“ (MS 17./19./22./28.7.). Andere sangen für einen guten Zweck, wie dies zum Beispiel die Langendreerer Gesangsvereine „Niededacht“, „Germania“ und „Liederkranz“ zusammen mit dem örtlichen Posaunenchor im Langendreerer Ortsteil Crone (heute ein Stadtteil von Witten) in ihrem „Wohlthätigkeitsconcert zum Besten der Kleinkinderschule“ (MS 20.9.) taten.

Mancher Verein lud auch zu einem Sommerfest mit musikalischen Darbietungen ein. So bot der renommierte Gesangsverein „Liedertafel-Schubertbund“ bei seinem Sommerfest Mitte Juli 1899 eigene Gesangsdarbietungen sowie Konzertaufführungen des hinzu geladenen philharmonischen Orchesters und darüber hinaus noch „Feuerwerk, Fackel-Polonaise und Festball“ (MS 17.7.). Etwa zur selben Zeit warb auch die Gesangabteilung des „Ev. Bürgervereins von Grumme, Vöde und Umgebung“ für ihr Sommerfest mit „Concert, Theater, lebenden Bildern und Ball“ (MS 12.7.).

Jeder Verein, der auf sich hielt, feierte sein jährliches Stiftungsfest mit Spiel und Gesang. So fanden im Juli 1899 u. a. das 9. Stiftungsfest des Männergesangsvereins „Borussia Wiemelhausen“ mit „Concert, Gesangvorträgen und Ball“ sowie das 28. Stiftungsfest des Knappen-Vereins „Glückauf“ in Laer-Uemmingen „mit Festzug, Concert und

Ball“ (MS 20.7.) statt. Zu den Stiftungsfesten wurden auch befreundete andere Vereine eingeladen, so dass im musikalischen Programm zumeist eine ganze Reihe Chöre miteinander wetteiferten. Als zum Beispiel der Gesangsverein „Männer-Quartett Querenburg“ am 5. Juli 1899 sein 2. Stiftungsfest feierte, waren die Vereine „Deutsche Eiche“ und „Westfalia“ aus Herbede sowie „Eintracht und Liebe“ aus Querenburg dabei und „verschönten die Feier durch ihre Lieder“ (MS 6.7.) In gleicher Weise wurde das 23. Stiftungsfest des Gesangsvereins „Wachtel“ in Hamme von den Vereinen „Eintracht“ Marmelshagen, „Preziosa“ Grumme und „Heideröslin“ Hamme unterstützt (MS 19.7.).



**Der M.-S.-V.**  
**„Einigkeit“**  
**Wiemelhausen**

feiert am Sonntag den 23. Juli sein diesjähriges  
**Stiftungs-Fest**

im Vereinslocafe beim Wirt **Karl Weiskämper** am  
Rechenfchen Dusch durch:  
**Concert, Gesangvorträge**  
**und Ball.**

**Karten im Vorverkauf 50 Pfg., an der Kasse 75 Pfg.**  
Damen frei.

Es ladet freundlichst ein  
**Der Vorstand.**



**M.-G.-V. „Sängerbund“,**  
**Hamme.**

**Grosser national. Gesangswettstreit.**

1874. **silberne Jubelfeier.** 1899.

<p><b>Sonntag den 30. Juli ev.,</b> Morgens 11 Uhr: <b>Grosser Festzug</b> mit <b>Vorreitern</b> in altdeutscher <b>Sängertracht</b> u. <b>Chorendamen,</b> zum <b>Gründerdenkmal</b>, beiecht <b>Vortrag</b> des <b>Begleitungschores,</b> <b>Feierrede</b> und <b>feierliche Uebergabe</b> der <b>Jubiläum-Insignien</b> an die <b>Jubilar-</b> <b>öhne.</b></p> <p><b>Nachmittags punkt 3 Uhr:</b> <b>Beginn des</b> <b>Sesangwettstreites</b> in <b>neuerenovierten Kassefsaale</b> des Herrn <b>Völler,</b> an welchem sich <b>25 hervorragende Vereine</b> in 4 Klassen <b>betheiligen.</b></p> <p>Darauf: <b>Ehrenpreis- und</b> <b>Haupt - Ehrenpreissingen.</b> Während des <b>Singens</b> von 3 Uhr ab <b>findet</b> im <b>Saale</b> des <b>H. Völler</b> (früher <b>Koop</b>) am <b>Freudenberg</b> <b>großes Instrumental-Concert</b> statt, <b>angeführt</b> von der <b>Wiltmar,</b> <b>Musikschule „Sawarka“</b> unter rech. <b>Leitung</b> ihres <b>Dirigenten</b> Herrn <b>Musikdirector Strauß</b> aus <b>Berlin.</b></p> <p><b>NB.</b> Die <b>verehrten Bürger</b> <b>Häuser</b> zu <b>schmücken</b> und <b>zu</b> <b>besorgen.</b></p> <p><b>Der Vorstand.</b></p>	<p><b>Montag den 31. Juli ev.,</b> Nachmittags punkt 2 Uhr, im <b>Kaiser-Saale</b> des <b>H. Th. Völler:</b> <b>feierliche</b> <b>Preis-Vertheilung,</b> <b>grosser</b> <b>Fest-Commers</b> <b>und grosser</b> <b>Fest-Ball.</b></p> <p>Bei <b>eintr. Dunkelheit</b> <b>großartige</b> <b>Beleuchtung</b> des <b>Gartens.</b> Die <b>Pausk</b> <b>steht</b> an <b>beiden</b> <b>Tagen</b> eben <b>genannte Capelle.</b></p> <p><b>Entrée:</b> <b>Freiarten,</b> <b>gültig</b> für alle <b>Besucher</b> im <b>Saale</b> des <b>H.</b> <b>Völler</b> <b>1.50 Mk.,</b> im <b>Vorverkauf</b> <b>1 Mk. 50 Pfg.</b></p> <p><b>Concert</b> am <b>Freudenberg:</b> <b>0.50 Mk.</b> <b>nur</b> an <b>der</b> <b>Kasse.</b></p> <p><b>Entrée</b> am <b>Montag</b> <b>zur</b> <b>Preis-</b> <b>vertheilung</b> <b>z. 0.50 Mk.</b> <b>nur</b> an <b>der</b> <b>Kasse,</b> <b>find</b> in <b>allen</b> <b>Wirtshäusern,</b> <b>lomit</b> <b>bei</b> <b>allen</b> <b>Wirtshäusern</b> <b>käuflich.</b> <b>von</b> <b>Gewinnen</b> <b>werden</b> <b>gehoben,</b> <b>ihre</b> <b>Häuser</b> <b>zu</b> <b>schmücken</b> <b>und</b> <b>zu</b> <b>besorgen.</b></p> <p><b>Der Fest-Ausschuß.</b></p>
---	---

<sup>11</sup> Evelyn und Werner Kroker, Solidarität aus Tradition. Die Knappenvereine im Ruhrgebiet, München 1988, S. 34; Clemens Kreuzer, Mit Kreuz und Hammer. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung, Bochum 1979, S. 15.

Abb. 3: Anzeigen im Märkischen Sprecher (1899)



Aus besonderem Anlass, etwa eines Jubiläums, kam es zu einem Sängereiwettstreit. Im Sommer 1899 wurden im Bochumer Raum mehrere solcher Wettbewerbe ausgetragen. An dem „großen nationalen Gesangswettstreit“, den der Langendreerer Gesangverein „Westfalia Bahnhof 1889“ am 9. Juli in drei Sälen des Langendreerer Ortsteils (Alter Bahnhof) veranstaltete, nahmen immerhin 30 Vereine aus Rheinland und Westfalen teil. Preis- und Ehrenpreissingen sowie Festzug und Kaiserhoch bestimmten den Ablauf des Ereignisses (MS 3./12.7.). Wenig später veranstaltete der MGV „Eintracht“ Werne einen „grossen Gesangswettstreit“ mit „Preissingen in 4 Klassen“ (MS 22.7.), und zur 25-jährigen Jubelfeier des MGV „Sängerbund“ Hamme fand ebenfalls ein „großer nationaler Gesangswettstreit“ statt (MS 13./22.7., 3.8.). Als der MGV „Einigkeit“ Anfang September 1899 von einem Wettstreit in Münster mit einem Preis heimkehrte, stand das natürlich in Bochum in der Zeitung (MS 7.9.).

Aus der Phalanx der zahlreichen Gesangvereine ragte der seit 1860 existierende Musikverein, auf den der heutige Philharmonische Chor zurückgeht, durch ein anspruchsvolleres musikalisches Programm heraus. Am 27.9.1899 avisierte er im Märkischen Sprecher „für die bevorstehende Saison“ einen für Mitte November geplanten musikalischen Goethe-Abend, für Dezember ein „Künstler-Concert“, für Februar 1900 das „neue Oratorium ‚Manasse‘ von Heger“ und für Anfang April die „Apotheose des Hans Sachs aus den ‚Meistersingern‘ von Wagner“. Das „Künstler-Konzert“ im Dezember ist insofern erwähnenswert, als dazu ein „neugebildetes Instrumental-Trio“ engagiert wurde, von dem der Märkische Sprecher staunend feststellte, „daß sämtliche Mitwirkende Damen sind“ (MS 29.11.).

Höhepunkt des Musikverein-Programms war aber wohl der Goethe-Abend, der als „musikalische Erinnerungsfeier“ zum 150. Geburtstag des Dichters stattfand. Sie bot Tonwerke dar, die es zu Goethe-Dichtungen gab, so u. a. Beethovens Ouvertüre zum „Egmond“, Schuberts Vertonung des „Erlkönig“ und Mendelssohns „Erste Walpurgisnacht“ für Soli, Chor und Orchester (MS 17.11.). Die Veranstaltung hatte auch Lokalkolorit, denn als Pianistin wirkte Elsa Krüger mit, die Tochter des Musikdirektors Krüger, der auch den Musikverein leitete. Sie galt als künstlerisches Talent, hatte ihr doch „der berühmte Komponist“ Engelbert Humperdinck bescheinigt, sie habe ihm „verschiedene Kompositionen auf dem Klavier vorgespielt und dabei eine sehr anerkennenswerte pianistische Gewandtheit (...) sowie eine höchst erfreuliche Begabung in Bezug auf echt musikalischen Vortrag bekundet, welche Vorzüge zu den schönsten Hoffnungen für die Zukunft berechtigten“ (MS 9.11.).

Kurze Zeit nach der Goethe-Veranstaltung war ein Dichter von nicht ganz so großem Namen und eher lokaler Bedeutung Anlass eines hiesigen Konzertereignisses: Carl Arnold Kortum. Auch bei ihm ging es um ein Jubiläum, die 100jährige Wiederkehr seiner erstmals 1799 in vollem Umfang erschienenen *Jobsiade*. Der Männergesangverein Liedertafel-Schubertbund nahm dies zum Anlass, unter dem Dirigat des Christuskirchen-Kantors und Komponisten August Große-Weischede eine musikalische Bearbeitung eben dieser *Jobsiade* im Bochumer Stadttheater vorzustellen: „Hieronymus Jobs, Schwank in vier Akten“ (MS 29.11.). August Große-Weischede, von dem die Komposition stammte, war 1879 als Musikdirektor an die neu erbaute Christuskirche gekommen. Die dort von ihm zur Aufführung gebrachten Oratorien galten in Bochum als besondere musikalische Ereignisse, seine Dirigier-, Spiel- und Kompositionskunst „stellte die von ihm geleitete Christuskirchenkantorei unstreitig mit in den Mittelpunkt des gesamten Bochumer Kulturlebens um die Jahrhundertwende“.<sup>12</sup>

Auch Vereine, deren Zweck nicht im Singen lag, mochten zu ihren Festlichkeiten nicht auf musikalische Darbietungen verzichten, ob sie nun eine eigene Gesangabteilung hatten oder nicht. Der Landwehr- und Kriegerverein z. B. feierte sein Sommerfest mit einem Programm, in dem es u. a. Musikstücke der Philharmoniker und Gesangsvorträge der eigenen Gesangabteilung gab. Der Knappenverein „Schlägel und Eisen“ in Steinkuhl beging sein Sedanfest mit Konzert, Ansprache und Ball (MS 24.9.), wie auch der „Ümminger Raucher-Club“ zum Sedan-Fest „Concert, Ball und brillantes Feuerwerk“ offerierte (MS 9.9.).

### **Theaterangebote am Ende des 19. Jahrhunderts**

Zwar dominierte die Musik im kulturellen Angebot der damaligen Jahrhundertwende, doch das Theater nahm - wenn-

gleich mit deutlichem Abstand - den zweiten Rang ein. Im Vereinsleben gehörte das Laienspiel neben dem Chorgesang zu den beliebtesten Beschäftigungen. Viele Vereine, namentlich auch die bergmännischen Knappenvereine, hatten neben ihren Gesangabteilungen auch eigene Theaterabteilungen<sup>13</sup>, andere betrieben das Theaterspiel als Teil ihrer allgemeinen Vereinsarbeit. Vereine, die das Laienspiel

<sup>12</sup> Bloch, Stadtmusicus (wie Anm. 4), S. 86

<sup>13</sup> Kroker, Knappenvereine (wie Anm. 11), S 15.



Dortmund oder Essen das Bühnenprogramm bestritten.

Doch 1899 war dies anders. Der Märkische Sprecher meldete am 16.5.1899, die Stadttheaterbühne werde „für die nächste Saison eine neue Leitung in der Direktion ‚Triebel-Schlegel‘ aus Leipzig erhalten“. Mit ihr sei ein Kontrakt für die Zeit vom 1.10.1899 bis 1.2.1900 geschlossen worden. Dem „theater- und kunstliebenden Publikum“ seien mit dieser Direktion „die besten Garantien für vorzügliche Leistungen geboten“, meinte die Zeitung und verwies auf „die große Fülle der Dekorationsstücke“, über welche die Direktion verfüge. Ungeachtet solcher vordergründigen Gesichtspunkte gehörte das Theaterunternehmen Triebel-Schlegel offenbar zu denjenigen, die ein vergleichsweise niveauvolles Theater anboten. Der Redakteur wusste wohl, wovon er schrieb, wenn er zur hiesigen Akzeptanz dieser Bühne angesichts der in Bochum bevorzugten „leichten Kost“ Befürchtungen äußerte: „Hoffentlich wird dem Theater nicht durch anderweitige Schaustellungen eine allzu große Konkurrenz geboten, damit wir endlich eine gute Theaterdirektion dauernd in Bochum behalten“ (MS 16.5.).

siehe und Operetten gegeben werden können, da für große Opern die Bühne und vor Allem die Requisiten nicht ausreichen, zum Theil auch darin, daß ein großer Theil unserer Bevölkerung lieber beim Glase Bier seine Erholung sucht, als im Theater.“<sup>17</sup>

An die neue Saison und die neue Theaterdirektion knüpfte der Märkische Sprecher im Sommer 1899 noch die Erwartung, dass es diesmal anders werde. Er verfolgte die Vorbereitungen der neuen Direktion mit großem Interesse und regelmäßigen Mitteilungen. Am 28.7. meldete er, der Direktor des Leipziger Sommertheaters, Paul Conradi in der Firma Triebel-Schlegel, werde das Bochumer Stadttheater im nächsten Winter leiten, und am 17.9. hieß es, Conradi sei eingetroffen und habe mit den Vorbereitungen der am 1. Oktober beginnenden Theatersaison begonnen. Am 21.9. wusste die Zeitung zu berichten, das Ensemble setze sich „aus tüchtigen Kräften zusammen“ und habe „Künstler von bedeutendem Ruf gewonnen“. Man dürfe wohl annehmen, „daß unsere Theaterverhältnisse sich fortan befriedigend gestalten“. Es sei nun Sache des „kunstfreundlichen Publikums“, die guten Absichten der Theaterdirektion „auch durch einen regen

Besuch der Theaterabende zu unterstützen“.

Die Probenzeiten waren offenbar sehr kurz. Nachdem der neue „Intendant“ zu Beginn der 3. Septemberdekade angekommen war und am 23.9. seinen Spielplan für die Wintersaison veröffentlicht hatte, meldete die Zeitung am 27.9., nun sei auch das „Theaterpersonal (...) zum größten Theil hier eingetroffen“, und die Proben hätten begonnen. Doch schon am 2. Oktober eröffnete das Theater mit Grillparzers „Des Meeres und der Liebe Wellen“ die Saison. Die Aufführung fand im Märkischen Sprecher viel Lob; zufrieden stellte er fest: „Das

Haus war, wenn auch nicht bis zu dem berühmten ‚letzten‘ Platz, so doch ganz annehmbar besetzt“ (MS 4.10.).

Dem Trauerspiel von Grillparzer folgten im Oktober als „erste Novität des (...) Ensembles“ ein Schwank in drei Akten mit dem Titel „Der Schlafwagenkontrollleur“ (MS 4.10.), dann die Operette „Gasparone“ (MS 5.10.), die Oper „Nachtlager von Granada“ (MS 17.10.) und die Lustspiele „Herr und Frau Doktor“ (MS 21.10.) sowie „Der neue Stifts-

<sup>17</sup> Seippel, Bochum (wie Anm. 5), S. 293.

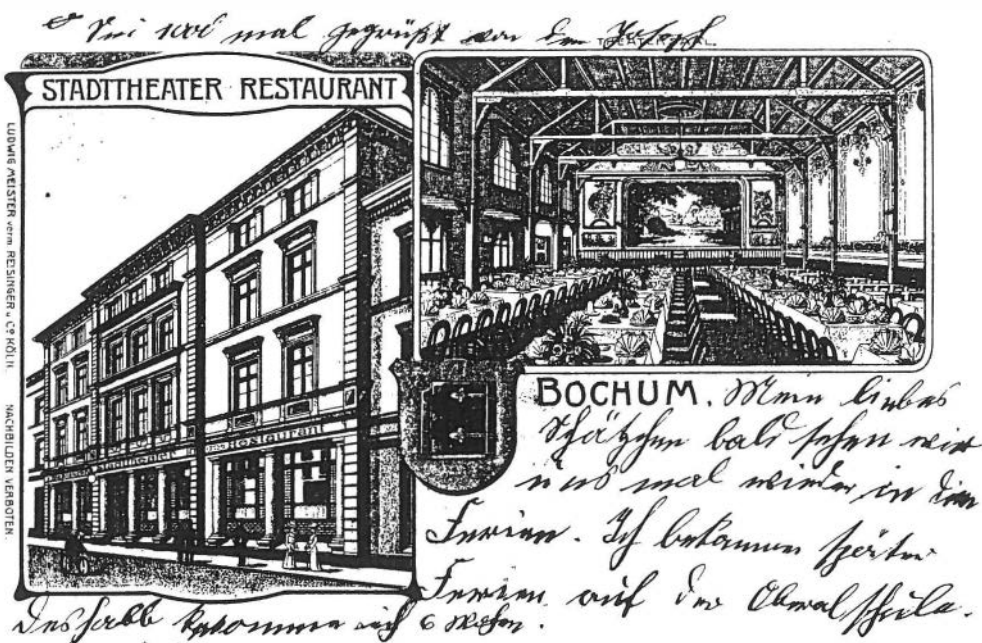


Abb.5: Stadttheater Bochum (Postkarte, Stempel 1897)

Das hier angedeutete Problem beschrieb auch Max Seippel zwei Jahre später: Leider seien die Vorstellungen im Stadttheater nicht ausreichend genug besucht, „um einen Theaterdirector zu ermutigen, dauernd hier zu bleiben. Die Directoren, die einmal hier waren, kommen meist nicht wieder, da sie nicht auf die Kosten kommen. Zum Theil hat der schlechte Besuch des Theaters seinen Grund darin, daß meist nur kleinere Lustspiele, Schau-

arzt“ (MS 24.10.). Ein erstaunlich breites Angebot folgte im November. Da gab es u.a. die Millöcker-Operette „Der Bettelstudent“ (MS 4.11.), den Schwank „Die beiden Reichenmüller“ (MS 4.11.), das Theaterstück „Der Mohr des Zaren“ (MS 7.11.), das Lustspiel „Die goldene Eva“ (MS 11.11.), eine „Operettenposse“ namens „Der Walzerkönig“ (11.11.), Shakespeares „Sommernachts Traum“ (MS 10.11.), das Lustspiel „Der Weg zum Herzen“ (MS 14.11.), die Schauspielaufführungen „Ein Tropfen Gift“ (MS 16.11.) und „Das Erbe“ (MS 20.11.) sowie das Lustspiel „Im weißen Rößl“ (MS 24.11.). Im Dezember bot die Theaterbühne die Märchenstücke „Schneewittchen und die sieben Zwerge“ (MS 2.12.) und „Goldmarie und Pechmarie“ (MS 9.12.), dann die Burleske „Der Professor und sein Affe“, die als Stück mit „einem etwas derben Humor“ vorgestellt wurde (MS 5.12.), das Volksstück „Die Herren Söhne“ (MS 7.12.), „voll köstlichen Humors und dramatischer Verwicklungen“ (MS 12.12.), das Schauspiel in fünf Akten „Philippine Welser, die schöne Augsburgerin oder Deutsche Fürstenliebe“ (MS 12.12.), Ibsens „Ein Volksfeind“ (MS 13.12.), Shakespeares Hamlet (MS 22.12.), den „Trompeter von Säckingen“ (MS 28.12.) und Schillers Maria Stuart (MS 30.12.). Reichhaltig und vielfältig war der Spielplan des Bochumer Stadttheaters also schon.

Am 19. Oktober äußerte sich der Märkische Sprecher grundsätzlicher zu den Bochumer „Theaterverhältnissen“, insbesondere zur Finanzierung des Theaters, das damals noch keinerlei städtische Zuschüsse erhielt. Die Saison, so die Zeitung, habe im Großen und Ganzen gut begonnen. „Eine kundige, mit den Kunstinteressen vertraute Direktion schwingt das Scepter über ein strebsames Bühnenvölkchen.“ Eine Reihe von Vorstellungen könne sich sehr wohl sehen lassen. Das werde auch „Rückwirkungen auf den Besuch des Theaters“ haben, so dass künstlerischer und Kassenerfolg ins richtige Verhältnis zueinander treten könnten. Dies sei nötig, denn ohne Geld lasse sich weder Krieg führen noch Theater spielen. Daran müsse sich erinnern lassen, wer „höhere Anforderungen an die Bühnenaufführungen“ stelle und „mit mehr oder weniger Grund auf die heimische Kunst herabsieht“. Es folgte die Aufforderung, das Theaterbillet für Essen oder Dortmund durch ein Abonnement in Bochum zu ersetzen. Wenn sich „die Anteilnahme des Publikums“ in dieser Weise äußere, dann komme „auch in Bochum das Theater - ohne Zuschüsse der Stadtkasse - auf einen grünen Zweig“.

Diese Wünsche erfüllten sich jedoch nicht. Selbst zur Aufführung des Hamlet am 21.12.99 mußte die

Zeitung am folgenden Tag berichten, der Besuch sei leider „nur mäßig“ gewesen. Dementsprechend schwierig war die finanzielle Situation des Theaters. In der Stadtverordnetenversammlung vom 22.12.1899 verlas der Stadtverordnetenvorsteher eine Petition des Theaterdirektors Conradi, „in welcher um Gewährung einer städtischen Beihilfe zu den Kosten des Theaterunternehmens gebeten wird“ (MS 23.12.). Der „Petent“ habe in seiner Eingabe auf sein Bestreben verwiesen, die Bühnendarbietungen auf „künstlerischem Niveau“ zu halten und dann dargelegt, „daß es unter den obwaltenden Verhältnissen nicht möglich sei, das Theater ohne eine angemessene Subvention in der bisherigen Weise weiterzuführen“. Allein der Monat Oktober habe bei Einnahmen von 3.500 Mark einen Zuschuss von 2.000 Mark erfordert. Conradi habe um einen städtischen Zuschuss von monatlich 1.000 Mark gebeten und Bürgermeister Graff dazu im Namen des Magistrats erklärt, er sei nicht prinzipiell gegen eine städtische „Beihilfe“, doch das lasse sich nicht „von heute auf morgen“ machen und müsse auch mit Verpflichtungen verbunden werden. Die Stadtverordnetenversammlung überwies die Petition daraufhin dem Magistrat „zur weiteren Erwägung“ (MS 23.12.), und der lehnte im Februar des folgenden Jahres ab<sup>18</sup>. Conradi soll sich angesichts der ablehnenden Haltung direkt an den Kaiser gewandt und damit in Bochum einen großen Krach provoziert haben<sup>19</sup>. Die Direktion zog es jedenfalls im Frühjahr 1900 „mit Rücksicht auf ihre zahllosen Gläubiger vor, aus Bochum zu verschwinden“.<sup>20</sup>

### **Repräsentationskunst und Denkmalplastiken**

Zwar hatte sich das örtliche Musikangebot Ende des 19.

Jahrhunderts recht breit und das Theaterangebot trotz aller Probleme immerhin einigermaßen entwickelt, doch war von der Bildenden Kunst im Bochum jener Jahre vergleichsweise selten die Rede.

Gewiss, es gab in den alten Kirchen der Stadt und des Landkreises und auch in manchem Wohnsitz des Landadels der Umgebung wertvolle Kunst aus der vorindustriellen Zeit; und auch in den zahlreichen, in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts im Bochumer Raum neu entstandenen neoromanischen und neogotischen Kirchen hatte man sich um eine qualitätvolle künstlerische Ausgestaltung bemüht.

<sup>18</sup> Brachetti, Kultur (wie Anm. 16), S. 53.

<sup>19</sup> Karl Brinkmann, Bochum. Aus der Geschichte einer Großstadt des Reviers (Neue Bochumer Reihe, Bd. 2), Bochum 1968, S. 270-271.

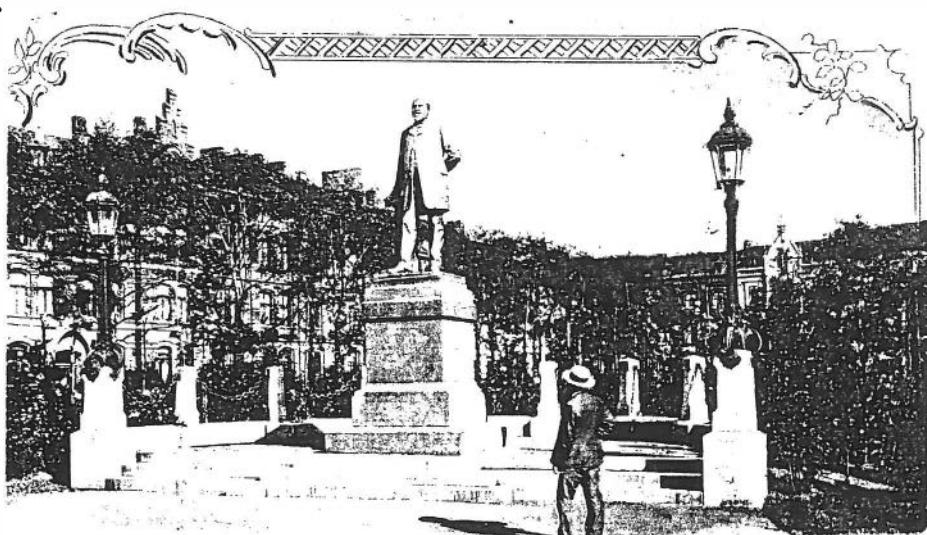
<sup>20</sup> Karl Brinkmann, Der Leidensweg des Bochumer Theaters, in: Festschrift zur Eröffnung des Schauspielhauses Bochum September 1953, Bochum 1953, S. 47.

Eine öffentliche Kunstförderung und Kunstpflege sind am Ende des Jahrhunderts jedoch kaum zu erkennen.

Das Wenige, das um die Jahrhundertwende im „offiziellen“ Bochum an Malerei und Plastik entstand, war nicht aus Gesichtspunkten der Kunstförderung motiviert, sondern aus Repräsentationsabsichten. So hatte der Magistrat schon 1895 die Ausmalung des Ratsssaales im neu errichteten Anbau des damaligen Rathauses mit lokalhistorischen Szenen und Allegorien in einem Künstlerwettbewerb ausgeschrieben und schließlich dem Düsseldorfer Historienmaler Prof. Fritz Neuhaus auch den Auftrag dazu erteilt<sup>21</sup>. Sie waren aber zur Jahrhundertwende noch in Arbeit und spielten daher in der öffentlichen Diskussion des Jahres 1899 keine Rolle; erst 1901 wurden die Wandgemälde fertig. Gleichfalls in Auftrag gegeben, aber ebenfalls noch nicht fertig gestellt war ein repräsentatives, allegorisch geschmücktes Denkmal für Kaiser Wilhelm I. auf dem Platz vor Villa Marckhoff und Goetheschule. Am 30.9.1899 berichtete der Märkische Sprecher über den Beschluss, „das Kaiser Wilhelm Denkmal unserer Stadt“ nicht in dem bislang vorgesehenen Jura-Kalkstein, sondern auf „Vorschlag des ausführenden Künstlers“ im Interesse besserer „Wertbeständigkeit“ in „Untersberger Marmor“ herzustellen, womit sich die Kosten allerdings von 75.000 Mark auf 80.000 Mark erhöhen würden.

Während das Kaiser-Wilhelm-Denkmal erst im neuen Jahrhundert fertiggestellt wurde, gab es 1899 die Einweihung einer anderen Großplastik: das Standbild des langjährigen Generaldirektors des Gussstahlwerks Bochumer Verein, Louis Baare. Der 1897 Verstorbene hatte Bochums bedeutendstes Industrieunternehmen der zweiten Hälfte des 19. und ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts zu seiner Größe geführt und im übrigen als wirtschafts- und sozialpolitischer Berater Bismarcks weit über Bochum hinaus Bedeutung erlangt. Nachdem der Märkische Sprecher bereits am 3. Juni die Ankunft der 17 Zentner schweren Bronzeplastik am Bahnhof Bochum-Nord und am 20. Juni die Umgestaltung des Baare-Platzes vor dem Kosthaus Stahlhausen „zu einer prächtigen Anlage“ mitgeteilt hatte, druckte er am 29. Juli ein langes „Weihegedicht“ zu der am folgenden Tag

vorgesehenen Enthüllung des Denkmals. Der Bericht über die am 30. Juli stattgefundenen Einweihung nahm eine ganze Zeitungsseite ein (MS 31.7.). Das war weitaus mehr Raum, als die Zeitung jedem anderen lokalen Ereignis des Jahres 1899 gewidmet hat. Das von Prof. Schapers entworfene Standbild sei „lebensgetreu“ gelungen, der Künstler habe „das Wesen des verstorbenen Herrn Generaldirektors trefflich charakterisiert“. Baares Gestalt sei „in schlichter Einfachheit“ dargestellt: „Die linke Hand lehnt auf dem Rücken, die rechte stützt sich auf ein Postament, auf dem Schriftblätter liegen. Der Blick ist hinüber zur Arbeiterkolonie Stahlhausen gerichtet (...)“. Die 2,75 m hohe Bronzefigur stand auf einem Postament gleicher Höhe aus poliertem schwedischen Granit und trug die Aufschrift „Louis Baare 1821-1897“.



Gruss aus Bochum,

Baare-Denkmal.

Abb. 6: Baare-Denkmal (Postkarte, Stempel 1901)

Denkmäler berühmter Persönlichkeiten waren „die verbreitetste öffentliche Kunstform dieser Zeit“, „ähnlich wie die Brunnen waren sie als dekorative Gestaltungen der öffentlichen Plätze angelegt“<sup>22</sup>. Bochum bildete da mit dem Baare-Standbild von 1899, der schon einige Jahre zuvor vor dem Staatlichen Gymnasium aufgerichteten Bismarck-Plastik und dem zur Jahrhundertwende noch in Arbeit befindlichen Kaiser-Wilhelm-Denkmal keine Ausnahme. Auch ein repräsentativer Brunnen wurde noch kurz vor der Jahrhundertwende geplant und in Auftrag gegeben. Der Märkische Sprecher berichtete dazu am 3. Oktober 1899: „Der wegen seines guten Trinkwassers geschätzte Born auf dem hiesigen Schwanenmarkt soll demnächst durch einen

<sup>21</sup> Paul Küppers, Rathausbilder, Bochum 1929.

<sup>22</sup> Marina von Assel, Kunst auf Schritt und Tritt in Bochum, Bochum 1992, S. 8.

neu zu errichtenden Monumentalbrunnen ersetzt werden.“ Die Vorarbeiten dazu seien im Gange. Fertig wurde auch er erst nach der Jahrhundertwende.

### **Ansätze örtlichen Kunstschaffens**

Mit den Steinmetzarbeiten zu diesem Brunnen wurde der Bochumer Bild- und Steinhauer Schmidt beauftragt. Das Bochumer Adressbuch von 1899 nennt insgesamt elf „Bild- und Steinhauer“, und manches Grabmal der Jahrhundertwendezeit auf dem alten Friedhof an der Wittener Straße (heute Kortumpark) sowie auf dem damals neuen Friedhof an der Blumenstraße, das über handwerkliche Standards hinaus künstlerischen Anspruch erhob, mag von ihnen gewesen sein. Doch eine öffentliche Resonanz auf künstlerisch anspruchsvolle Arbeiten gab es 1899 nur ausnahmsweise. So berichtete der Märkische Sprecher am 24.10. über „ein prachtvolles Grabgitter auf dem neuen Friedhof“, bei dem es sich um eine Kunstschmiedearbeit der örtlichen Werkstatt C. Franken handelte.

Wohl hat Bochum damals die Fotografie als Kunstform entdeckt. In der Stadt gab es 1899 sechs Berufsfotografen. Einer von ihnen war der „Hofphotograph Edmund Risse“. Von ihm hatte das Württembergische Landesmuseum in Stuttgart eine ganze Reihe künstlerischer Fotoarbeiten im Rahmen einer Ausstellung gezeigt, mit der es den Aufbau einer kunstfotografischen Sammlung beginnen wollte, und sechs Arbeiten des Bochumers dazu auch angekauft. Risse zeigte alle Arbeiten, die in der Stuttgarter Ausstellung zu sehen gewesen waren, ab Ende Oktober/Anfang November 1899 in den Schaufenstern seines Bochumer Ateliers. Schon am 30. Oktober wies der Märkische Sprecher empfehlend darauf hin: „Kunstinteressenten legen wir eine Besichtigung der Risse'schen Ausstellung recht dringend ans Herz.“ Am 4.11. berichtete er ausführlich über diese „Ausstellung von Kunst-Photographien.“ Er meinte, „eine ganz neue Richtung“ gewinne mit der Kunstphotographie an Boden, denn sie empfangen ihre Anregungen „von der modernen Kunst“. Ihre Leistungen seien so hervorragend, dass man „von einer Kunst der Photographie“ sprechen könne.

Das Blatt schildert dann, was der Bochumer Fotograf in der Stuttgarter Ausstellung und nun in Bochum zeigte: „Neben charakteristischen Portraits finden wir malerische Gruppen, Seestücke, Idyllen, darunter auch solche in secessionistischer Ausführung. Ganz reizend ist die nach lebenden Bildern hergestellte Danaidengruppe, dann eine zarte Jung-

frauengestalt. Grandios erscheint eine Scene von der See, darstellend ein Segelschiff auf erregten Wellen. (...) Viel Stimmung liegt auch auf dem Bilde Gräberstraße von Pompeji, dann auf der ‚Villa Deste‘ in Tivoli bei Rom etc. Als das Vollendetste erscheint uns aber eine landschaftliche Darstellung, die wir ‚November‘ überschreiben möchten: ein einfacher Feldweg, zur rechten ein paar alte knorrige Weiden, links Hecken und Strauchwerk, in der Ferne verschwimmend im trüben Nebeldunst des Spätherbstes. Auch die Seemannsköpfe von der ‚Watterkant‘, wettergebräunte, furchendurchzogene Gesichter, sind vortrefflich gelungen.“

Dass Edmund Risse ein Meister seines Fachs war, klang dann später auch in einem vorweihnachtlichen Bericht des Märkischen Sprechers durch, in dem dieser unter der Überschrift „Wanderungen über den Weihnachtsmarkt“ von den weihnachtlichen Auslagen der Bochumer Geschäfte berichtete und zu den Arbeiten im Schaufenster des Hofphotographen Risse anmerkte, „daß diese Art von Photographie etwas ganz besonderes darstellt“ (MS 16.12.). Offensichtlich waren Risses Arbeiten auch der Anstoß, sich in Bochum breiter mit der anspruchsvolleren Fotografie zu beschäftigen. Jedenfalls hat der Kaufmännische Verein, dessen Vortragsabende sich auch sonst durch ein vergleichsweise hohes Niveau auszeichneten, (er befasste sich beispielsweise mit der zeitgenössischen Kunst und den Kunstschätzen Venedigs), im November 1899 den Direktor einer fotografischen Lehranstalt in Berlin zu dem Thema „Die Photographie in Kunst und Wissenschaft“ nach Bochum gebeten (MS 9.11.).

Während die Kunstfotografie 1899 eine gewisse Rolle spielte und sich die Bildhauerei vom öffentlichen Denkmal und Brunnen bis zum privaten Grabdenkmal wenigstens in Ansätzen präsentierte, waren andere Sparten der Bildenden Kunst, namentlich die Malerei, in dieser Zeit in Bochum wohl völlig bedeutungslos. Hinweise auf ein diesbezügliches Kunstschaffen sind jedenfalls 1899 weder im Märkischen Sprecher, noch im örtlichen Adressbuch zu finden.

### **Von Galerien und Museen**

Auch Gemäldegalerien verzeichnete das Bochumer Adressbuch noch nicht. Wandschmuck boten der Schreibwaren- und der Buchhandel mit an. Der Schreib- und Kunstwarenhändler W. Mummelthey hatte dazu die Räume des früheren Cafés Miebach an der Ecke Kanalstraße / Heinrichstraße (heute Kortumstraße) gemietet und dort eine Daueraus-

stellung eingerichtet, deren Exponate wohl etwas anspruchsvoller waren als das, was der Handel gemeinhin anbot. Jedenfalls schrieb der Märkische Sprecher am 3.8. von einer „Bilderausstellung vornehmen Genres“, die von 9 Uhr bis 20 Uhr geöffnet sei und „Stahl- und Kupferstiche, Gravuren, Radierungen etc. in jeder Ausstattung“ enthalte. Auch im September 1899 lud Mummelthey wieder ein „kunstliebendes Publikum“ zu einer „wirklich sehenswerthen“ „großen Bilderausstellung“ (MS 9.9.) ein, und Anfang Dezember berichtete der Märkische Sprecher, diese Ausstellung habe „eine bedeutende Bereicherung erfahren“: „Landschaftsbilder, Portraits, Idyllen, Seestücke usw.“ seien „in den verschiedensten Reproduktionsarten vertreten“ (MS 5.12.). Mummelthey kündigte vorübergehend auch „zwei in Privatbesitz befindliche große Oelgemälde von bedeutendem Wert“ als Anziehungspunkte für seine Ausstellung an. Natürlich waren diese Bilderausstellungen geschäftlich motiviert. Die Darstellung Bildender Kunst in ihren ästhetischen Bezügen, ihrer künstlerischen Bedeutung und ihren kunstgeschichtlichen Zusammenhängen war damals - jedenfalls in Bochum - noch kein Thema. „Und wenn wir auf (...) Gemäldegalerien und ähnliche Kunstgenüsse verzichten“, so hatte es in dem bereits erwähnten Leserbrief vom 8.8.1899 geheißen, solle wenigstens das Konzertangebot entsprechend sein.

Kunstmuseen gab es damals aber auch in den anderen Ruhrgebietsstädten noch nicht. Die ersten um die Jahrhundertwende gegründeten Museen entstanden mit regionalhistorischen Zielsetzungen. Dortmund hatte 1883 eine „öffentliche Sammelstelle für historisch, künstlerisch oder kunstgewerblich bemerkenswerte Gegenstände, die zu der Stadt Dortmund nebst Umgebung und ihrer Geschichte in Beziehung stehen“, eingerichtet und dafür ein kleines Museum gegründet.<sup>23</sup> In Witten hatte der 1886 gegründete „Verein für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark“ ein Museum aufgebaut, das sich u. a. um regionale Kunst bemühte, indem es zum Beispiel 1895 beim Abbruch der mittelalterlichen Ümminger Kirche die dortigen spätmittelalterlichen Skulpturen übernahm. In Dortmund, Witten und anderen Revierstädten fanden „Kunstwerke aus der Region“ zunächst nur „als heimatgeschichtliche Dokumente“ Eingang in lokalhistorische Museen und wurden auch zeitgenössische Werke „bevorzugt gesammelt, wenn sie in einem engen Bezug zur jeweiligen Stadt oder ihrer Umgebung standen“<sup>24</sup>. Daraus entwickelten

sich dann Kunstabteilungen der lokalhistorischen Museen und aus diesen - jedoch erst im beginnenden 20. Jahrhundert - die Kunstmuseen späteren Typs. Dass es am Ende des 19. Jahrhunderts in Bochum noch kein Museum für die Bildende Kunst gab, entsprach also der Situation in allen Ruhrgebietsstädten.

Aber auch in bezug auf regionalgeschichtliche Museumsaktivitäten, die sich bereits in mehreren anderen Revierstädten entwickelt hatten, zeigte man sich in Bochum nicht ambitioniert, obwohl der Märkische Sprecher etwa am 5.12.1899 von der Generalversammlung des Wittener „Vereins für Orts- und Heimatkunde in der Grafschaft Mark“ berichtete, dass dort die Beschaffung von Geldmitteln zum Bau eines Museums beschlossen wurde. Museen, gleich welcher Art, waren im Bochum der Jahrhundertwende kein Thema.

Die einzige größere Sammlung, die damals schon bestand, war die mineralogisch-geologische Sammlung der 1864 gegründeten Westfälischen Berggewerkschaftskasse. Schon im Jahr ihrer Gründung hatte sie die Sammlungen der alten Märkischen und Essen-Werdenschen Bergämter sowie der Bergschulen in Essen und Bochum übernommen und zusammengefasst, darüber hinaus dann 1868 auch eine ständige Ausstellung „Bergbauliche Utensilien“ eingerichtet.<sup>25</sup> Das waren frühe Vorläufer des späteren Bergbaumuseums, aber ohne erkennbare öffentliche Resonanz, denn im Märkischen Sprecher des Jahres 1899 war ebenso wenig von ihnen zu finden wie noch 1908 in dem vom Verkehrsverein herausgegebenen „Führer durch Bochum“, der lediglich erwähnte, dass die Bergschule über „bedeutende geologische und bergtechnische Sammlungen“ verfüge.<sup>26</sup>

Nur für einen kurzen Moment leuchtete 1899 eine für die damalige Zeit ungewöhnlich moderne Museumsidee in Bochum auf, so kurz nur, dass außer einer bereits dementierenden Nachricht nichts von ihr zu ermitteln war. Unter der Überschrift „Kein Industriemuseum“ schrieb der Märkische Sprecher am 28.7.1899, dass die Nachricht von der beabsichtigten Gründung eines Industriemuseums in Bochum „von A bis Z erfunden“ sei. Von wem und wo diese Nachricht zuvor in die Welt gesetzt worden war, ließ er offen.

### **Bürgerschaftliches Kunstinteresse**

Auch wenn es am Ende des 19. Jahrhunderts in Bochum nur wenig künstlerisches Schaffen, kein Kunstmuseum

<sup>23</sup> Thomas Parent, Theater und Museen, in: Wolfgang Köllmann u. a. (Hg.): Das Ruhrgebiet im Industriezeitalter, Bd. 2, Düsseldorf 1990, S. 361-418, hier S. 396.

<sup>24</sup> Ebd., S. 398.

<sup>25</sup> Ebd., S. 396.

<sup>26</sup> Verkehrsverein e. V. Bochum (Hg.), Führer durch Bochum und Umgegend, Bochum 1908, S. 59.

und keine Kunstgalerien, auch keine öffentliche Kunstförderung gab, war ein bürgerschaftliches Interesse an Bildender Kunst durchaus vorhanden. Am 19.7. schrieb der Märkische Sprecher, dass im Schaufenster der Kunsthandlung von Ad. Stumpf Nachf. ein Ansichtsexemplar des Prämienblattes ausgestellt sei, das den Mitgliedern des „Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen“ für 1899 zustehe. Wer in den Besitz des „gediegenen und künstlerisch wertvollen Zimmerschmuckes“ gelangen wolle, solle dem Kunstverein beitreten. Dann bestehe auch die Möglichkeit, an der Ende Juli stattfindenden „Verlosung einer großen Anzahl werthvoller Gemälde“ teilzunehmen.

Einen örtlichen Kunstverein gab es damals in Bochum noch nicht. Doch die überregionalen Kunstvereine, der „Westfälische Kunstverein“ in Münster ebenso wie der „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“ in Düsseldorf, hatten regionale Organisationsstrukturen entwickelt, indem sie außerhalb ihres Sitzes lokale Stützpunkte mit einem örtlichen ehrenamtlichen Geschäftsführer bildeten, der die Mitgliedschaft vor Ort betreute. Die Geschäftsstelle des Düsseldorfer Kunstvereins war „für Bochum und Umgegend“ schon seit Jahrzehnten beim Kaufmann Wilhelm Mummenhoff an der Bergstraße. Der „Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“ hatte 1896 in Bochum 42 Mitglieder und ein Mitglied in Weimar.<sup>27</sup> Die Mitgliederzahl stieg um die Jahrhundertwende rapide an, denn 1903 verzeichnete er in Bochum bereits 78 Mitglieder sowie je zwei in Weimar und Langendreer.<sup>28</sup> Der Westfälische Kunstverein Münster, dessen für den Bochumer Raum zuständiger örtlicher Geschäftsführer der Apotheker Schulte-Herweling aus Hamme war, hatte in Bochum 22 Mitglieder, davon acht in Hamme und Marmelshagen sowie eins in Langendreer.<sup>29</sup>

Das bei Stumpf Nachf. ausgestellte Prämienblatt und der Hinweis auf die Verlosung wertvoller Gemälde entsprachen der Praxis der großen Kunstvereine, mit der sie verdienstvoll für die Verbreitung der Kunst des 19. Jahrhunderts sorgten. Da gab es für die Mitglieder die regelmäßige Jahresgabe in Gestalt eines Kunstblattes, gelegentlich auch eine ganze Mappe. Außerdem wurde jährlich eine bestimmte Anzahl von Ölgemälden und Grafiken durch Auslosung auf die Mitglieder verteilt, wofür auch der Märkische Sprecher in dem genann-

ten Artikel hinwies. Da erwarben die Kunstvereine aus den selbst veranstalteten Ausstellungen einen Teil der Exponate, die anschließend im Wege der Verlosung - das Los kostete zumeist eine Mark - an die Mitglieder gelangten, eine gleichzeitige Förderung der Künstler und der Verbreitung von Kunst. Dass die Herstellung von Lithographien und Kupferstichen im 19. Jahrhundert einen gewaltigen Aufschwung nahm, ist auch auf diese Aktivitäten der Kunstvereine zurückzuführen.



Abb. 7: Briefkopf des Westfälischen Kunstvereins im 19. Jahrhundert (Münster, Westfälisches Archivamt)



So belegt der Märkische Sprecher des Jahres 1899, dass es schon Ende des 19. Jahrhunderts in Bochum ein ungewöhnlich umfang- und facettenreiches Musikleben, auch bereits ein überraschend vielfältiges Theaterangebot gab, und dass sich ein öffentliches und bürgerschaftliches Interesse an der Bildenden Kunst - wenngleich noch sehr von zeitbedingten und eher kleinstädtisch-provinziellen Vorstellungen geprägt - herauszubilden begann. Dass Bochums kulturelles Angebot zur damaligen Jahrhundertwende eher Breiten- als Spitzenkultur bot, darf nicht verwundern, hatte die Stadt doch ihren strukturellen Wandel vom verschlafenen Ackerbürgerstädtchen zur Industriestadt mit nun 64.000 Einwohnern erst wenige Jahrzehnte hinter sich und den letzten städtischen Kuhhirten, dem sie wenige Jahre später ein Denkmal setzen sollte, keine drei Jahrzehnte zuvor verabschiedet.

- Clemens Kreuzer  
Breite Hille 2 a  
44892 Bochum

<sup>27</sup> 67. Jahresbericht des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen 1895/96 incl. Nachtrag.

<sup>28</sup> 74. Jahresbericht des Kunstvereins für die Rheinlande und Westfalen 1902/03.

<sup>29</sup> 28. Jahresbericht des Westfälischen Kunstvereins Münster 1898/99.



Thomas Dann

## Das Wattenscheider Postamt an der Hochstraße (1930-1933)

*Das Postamt an der Hochstraße gehört zu den bemerkenswerten Architekturen Wattenscheids und seit der Eingemeindung auch Bochums. Dennoch hat der Bau noch keinen Eingang in die bau- und kunstgeschichtliche Literatur gefunden. Der Verfasser möchte mit dem vorliegenden Artikel einen Beitrag dazu leisten, das Gebäude einem größeren, interessierten Leserkreis bekannt zu machen.*

Ende der zwanziger Jahre mehrten sich die Klagen unter den Wattenscheidern über die beengten Verhältnisse des alten Postamtes in der Hochstraße 15. Zahlreiche Berichte in Zeitungen und Eingaben an das Reichspostministerium führten schließlich dazu, dass ein Neubau des Postgebäudes - nur hundert Meter von der alten Post entfernt - bestimmt wurde. Mit dem Neubau sollte zugleich auch ein Selbstanschlussamt eingerichtet werden. Bis zu dem Zeitpunkt waren die Wattenscheider mit ihren Selbstwählapparaten an drei verschiedene Fernsprechämter angeschlossen, so in Gelsenkirchen, Wanne-Eickel und Bochum. Die Folge davon war, dass teilweise Haus an Haus wohnende Wattenscheider Bürger nicht zum Ortstarif miteinander telefonieren konnten.

1930 war der Entwurf für das neue Gebäude fertig. Er stammte aus der Bauabteilung der Oberpostdirektion (OPD) Dortmund. Zur Prüfung wurden die Unterlagen an den Reichspostminister in Berlin geschickt.

Am 14. Juni 1932 wurde mit den Arbeiten auf dem von Swidbert- und Hochstraße begrenzten Grundstück begonnen. Postbau- rat Karl Lachmann von der OPD Dortmund war der Leiter des Baubüros, bis er durch seinen Kollegen Lütje abgelöst wurde. Die Erdarbeiten führte die Bochumer Firma Max Sgattoni durch, mit der Bauausführung wurde die Firma Köster &

*Abb. 1:  
Postamt Wattenscheid, Hochstraße,  
heutiger Zustand,  
Entwurf: Bauabteilung  
OPD Dortmund*

Adolphs aus Dortmund und Wuppertal-Nächstebreck betraut.

Das ausgewählte Baugrundstück der Swidbert-Schule lag inmitten eines von zahlreichen Wohnhäusern mit historistischen Architekturdetails gebildeten Viertels Wattenscheids. Der Einbruch in diesen Stadtbereich war im Sinne der progressiven Moderne eine hervorragende neuzeitliche Lösung. Für den Kulturbewussten und den das ältere Wattenscheid Liebenden war es ein Akt schlimmster Barbarei.

Auf dem durch den Verlauf von Hoch- und Swidbertstraße spitzwinklig vorgebildeten Baugrundstück wurde ein annähernd rechtwinkliger, zwei- flügliger Baukomplex mit abgerundeten Ecken errichtet. Die 24 Meter lange Gebäudeseite zur Hochstraße hin ist dabei kaum merklich gerundet; so markiert ein Kreisbogenabschnitt, zu dem ein Radius von 118 Metern gehört, die Fassadenlinie. Städtebaulich entstand durch ein leichtes Zurücksetzen der gesamten Baumasse gegenüber der Fluchtlinie der bereits existierenden Hochstraßenbebauung ein kleiner Vorplatz. Der an den Ecken abgerundete Gebäudeblock wird zwischen zwei je an den Flügeln stehenden, kantigen Treppenhaustürmen verspannt, die dem Komplex einen vertikalen Akzent verleihen. Bei genauer Betrachtung fällt auf, dass die beiden Türme nicht additiv an den Hauptbau angefügt sind, sondern in dessen Baumasse einschneiden. Sowohl der Haupttrakt als auch die beiden Treppenhaustürme sind mit einem Flachdach gedeckt. Die Dachunterseite bildet durch ihre schwarze Farbe einen Kontrast zum hellen Baukörper.

Die weitgehend schmucklosen, silber-weißen Putzflächen des Postgebäudes kontrastieren mit den



grau-schwarzen Basalt-Lava-Einfassungen der zu horizontalen, umlaufenden Bändern angeordneten Einzelfenster. Im Gegensatz zu den nicht durchbrochenen, abgerundeten Ecken der beiden Gebäudeflügel greifen die Fenster der Treppenhaustürme um die Ecken hinüber und lösen diese optisch auf.

Betrachtet man das Wattenscheider Postgebäude aufmerksam, so bemerkt man das klassische, horizontal geschichtete, dreiteilige Fassadenschema: entsprechend Postbereich, privates Wohnen und Dachgeschoss.

Die breiten Fenster des Erdgeschosses erscheinen sehr sinnvoll, weil dadurch die dahinter liegenden Diensträume gut belichtet werden. Im ersten Stock nehmen die Fensterdimensionen ab; dahinter liegen Wohnräume. Und schließlich geben kleine Fenster des zweiten Geschosses und der farblich abgesetzte Dachüberstand dem kubischen Baukörper einen „klassischen“ oberen Abschluss.

Einziger Schmuck neben den horizontal orientierten Kellergeschossgittern ist ein von einem gewissen Bildhauer Wecklein für die Eingangssache gearbeiteter, 25 Zentner schwerer Reichsadler aus Basalt-Lava, dem gleichen Material, aus dem auch die Fenstereinfassungen zur Hoch- und Swidbertstraße gefertigt sind. Allein die zum Hof gerichteten Fenster sind mit dunklem Kunststein eingefasst.

Der Postkunde betrat vom Vorplatz aus über die Freitreppe einen Windfang, der zur Vorhalle überleitet. Durch ein Rollgitter konnte hier vom Schalterhaustraum ein so genanntes „stummes Postamt“ abgetrennt werden, in dem sich Schließfächer und Telefonzellen befanden, die noch nach Dienstschluss bis 21 Uhr in Anspruch genommen werden konnten.

Dahinter erschloss sich die Schalterhalle, die Paketannahme und Dienst- bzw. Amtszimmer im Erdgeschoss. Im Obergeschoss befanden sich Dienstwohnungen für den Amtsvorsteher und den Telegraphenwerkführer. Hinzu kam der Wählersaal für das Selbstanschlussamt. Das Dachgeschoss wurde nur über den straßenseitigen Räumen und dem Flur hochgeführt. Die entstehenden Räume dienten als Toilette, Ablagen und Waschküche. Die beiden Gebäudeflügel bildeten zur Mitte des Grundstücks ei-

nen Hof, an dem neben einer Verladerrampe auch Lagerräume und ein Stall eingerichtet waren.

Traditionelle und moderne Konstruktionsmethoden sind für den Hauptbau verwendet worden. Stahlbetonpfeiler und Unterzüge wurden mit massiv aus Ziegeln gemauerten Außenwänden kombiniert. Stahlbetonrippendecken trennten die Geschosse. Das Betonskelett im Inneren sorgte für Transparenz und erlaubte spätere bauliche Veränderungen. Die Außenwände wurden noch zusätzlich durch um das Haus laufende Betonringanker gegen Bergschädenrisse gesichert.

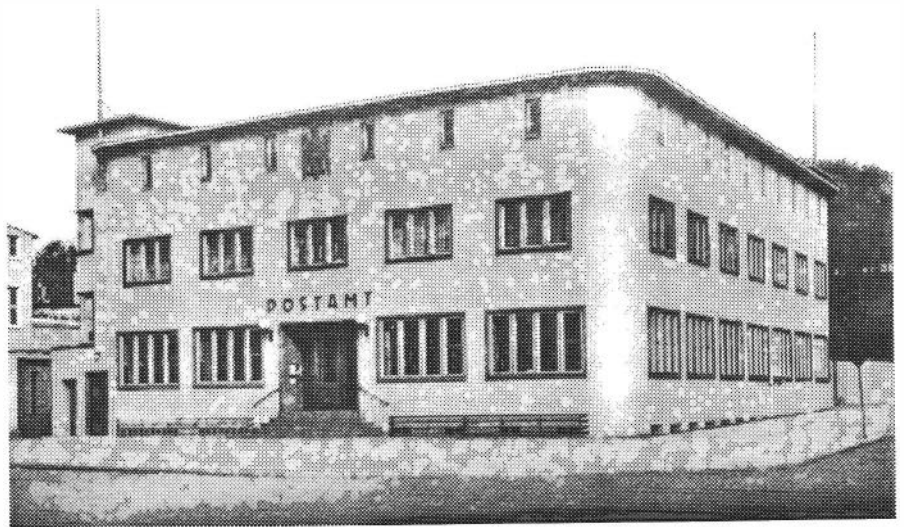


Abb. 2: Postamt Wattenscheid, Hochstraße  
Zustand um 1935 (Postkarte)

Am 9. Dezember 1933 waren alle wesentlichen Bauarbeiten abgeschlossen und das Postgebäude wurde für den Publikumsverkehr geöffnet. Eigentümerin war die Versorgungsanstalt der Deutschen Reichspost. Die Stadt Wattenscheid hatte einen Baukostenzuschuss von 70.000 Reichsmark geleistet und das Grundstück zur Verfügung gestellt.

Sowohl in der Entwurfszeichnung als auch in dem davon nur geringfügig abweichend ausgeführten Bau sind Anlehnungen an Formen des sogenannten „Neuen Bauens“ offensichtlich. Hierbei handelt es sich um eine Bewegung fortschrittlicher Architektur, die sich nach dem Ersten Weltkrieg entwickelte und eine betonte Abkehr von traditionellen bzw. historistischen Architekturformen, wie sie im Wilhelminischen Zeitalter gebräuchlich waren, zum Ziel hatte. Es entstanden zunächst auf dem Papier und später auch in gebauter Architektur vereinfachte Gebäudeblöcke mit weißen Putzflächen und sich

davon häufig in Schwarzweißkontrast absetzenden, horizontalen Fensterbändern.

Verbunden war mit den neuen Formen im Wohnungsbau der Wunsch der Architekten nach einer besseren Gesellschaft. Ziel war es, Klassenunterschiede aufzuheben und neue, ehrlichere Beziehungen zwischen den Menschen herzustellen. Wesentlichen Beitrag in der Entwicklung des „Neuen Bauens“ bildete das Bauhaus-Gebäude in Dessau von Walter Gropius aus dem Jahre 1926. Plastisch modellierte Baukörper aus weißen Putzflächen und horizontalen Fensterbändern bildeten eine ausgewogene Asymmetrie im Raum. Die Fläche wird vor allem durch den Kontrast von Wand und Fenster strukturiert. Hier finden sich bemerkenswerte Parallelen zu dem Wattenscheider Postgebäude.



Abb. 3: Postamt am Maiplatz, Plettenberg,  
Entwurf: OPD Dortmund,  
Postbaurat Karl Lachmann, 1930

Das „Neue Bauen“ wurde erst um 1930 von Postbauräten in einem bescheidenen Rahmen umgesetzt. Es handelt sich dabei nur um vereinzelte Bauten, die in der Republik errichtet wurden. Eine Ausnahme bildet hierbei Bayern, wo zahlreiche Postbauten im Stil der Avantgarde ausgeführt wurden.

Auch auf die Innenräume des Wattenscheider Postgebäudes griff die Formensprache der neuen Moderne über. Die Schalterhalle, der zentrale Raum eines Postamtes, ist der Ort des direkten Kontaktes von Bürger und Staat und bedarf folglich einer besonderen Behandlung. Wesentlich ist die Gestaltung der Schalterhalle nach den Erfordernissen des Postbetriebes und im Sinne eines neuen, demokratischen Verhältnisses zwischen Behörde und Bürger. Diese Neuerung muss den Wattenscheidern um so

drastischer ins Auge gefallen sein, als sie im alten Postgebäude noch die aus Wilhelminischer Zeit stammende Einrichtung mit ihren verschlagartigen Schalterkabinen kennengelernt hatten. Sie waren stumme Zeugen eines Autoritätsverhältnisses zwischen Beamtenschaft und Bürgern und somit Herrschaftsinstrument kaiserlicher Macht. Lichtdurchflutete, saubere und freundliche Räume ersetzten die düsteren Amtsstuben. Jedoch wurde eine ausreichende Belichtung der Schalterhalle mit zunehmenden Raumdimensionen problematisch.

Beim Wattenscheider Postamt wurde der Typus der fensternahen Schalterhalle gewählt. Die unmittelbare Präsenz der Kundenhalle an der Swidbertstraße sorgt für eine ausreichende Belichtung sowohl des Schalters als auch des Kundenraumes. So berichtet die „Allgemeine Wattenscheider Zeitung“ vom 6. Dezember 1933 über die Schalterhalle der neuen Post: „Überaus freundlich und anheimelnd in ihren hellen Farben bietet sie sich dar.“ Große, glatte weiße bzw. helle Farbflächen dominierten die Haupthalle; auf Ornamente und dekorative Details wurde verzichtet. Das Design sollte ebenso wie das der Fassade von funktioneller und ökonomischer Zielsetzung bestimmt werden. Die Wand wurde als neutrale Fläche, weitgehend ohne Sockel und Gesims interpretiert.

Der Schalter selbst ist aus glatten Flächen gefügt. Sachliche, funktionsbetonte Formen stehen im Vordergrund. Die Abtrennung der einzelnen Geschäftsbereiche erfolgt durch winklig gebogene Metallrohre, die Transparenz und Leichtigkeit vermitteln. Diese Neuerung wird auch in der Ausgabe der „Allgemeine Wattenscheider Zeitung“ vom 6. Dezember 1933 hervorgehoben: „Alle Trennwände zwischen Postkunden und Postpersonal sind fortgefallen und der berühmte ‚Schalter‘ hat hier wirklich ausgedient. Nach allen Seiten offene und sichtfreie Boxen stellen die Schalter dar.“ Die weiteren Mobilien der Diensträume sind jedoch weitgehend aus älteren Beständen übernommen und daher in diesem Zusammenhang nicht von Interesse.

Sehr aufschlussreich ist ein Vergleich des Wattenscheider Gebäudes mit einem weiteren Postbau aus der Entwurfsabteilung der OPD Dortmund, nämlich dem Postamt am Maiplatz 3 in Plettenberg. Es handelt sich um einen rechteckigen, zwei- bis viergeschossigen, flachgedeckten Bau, der 1930 von Postbaurat Karl Lachmann entworfen wurde.

Sehr aufschlussreich ist ein Vergleich des Wattenscheider Gebäudes mit einem weiteren Postbau aus der Entwurfsabteilung der OPD Dortmund, nämlich dem Postamt am Maiplatz 3 in Plettenberg. Es handelt sich um einen rechteckigen, zwei- bis viergeschossigen, flachgedeckten Bau, der 1930 von Postbaurat Karl Lachmann entworfen wurde.

Im Gegensatz zu dem Wattenscheider Bau erscheint das Plettenberger Postgebäude kompositorisch differenzierter. Alle jene für Wattenscheid beschriebenen Elemente wie kubischer Baukörper mit Flachdach, helle Putzflächen mit sich davon dunkel abhebenden Fensterrahmen und horizontal ausgerichtete Fensterreihen finden sich auch am Plettenberger Bau wieder. Jedoch fällt die Durchdringung der beiden Treppenhautürme mit dem Hauptblock am Wattenscheider Postgebäude vergleichsweise wenig auf. Im Ergebnis zeigt sich an der Hochstraße eine aus ähnlichen Elementen wie in Plettenberg angelegte Architektur, die aber weitgehend spannungslos und lagernd wirkt.

Wie bereits angesprochen, zeichnete für den Plettenberger Entwurf Postbaurat Lachmann aus der OPD Dortmund verantwortlich, der gleiche Mann, der ab 1932 kurzfristig auch das Baubüro für das in der Entstehung befindliche Wattenscheider Postamt leitete. Da die Entwürfe für beide Amtsgebäude annähernd zeitgleich entstanden und zudem weitgehend übereinstimmende formale, kompositorische und stilistische Elemente aus dem Bereich des „Neuen Bauens“ aufweisen, wäre es denkbar, dass Lachmann auch die Entwürfe für das Wattenscheider Postamt anfertigte.

Mit dem Bau des Wattenscheider Postgebäudes entstand seinerzeit ein hochmodernes Dienstleistungsgebäude, das sich von eher konventionellen Lösungen im privaten und öffentlichen Bausektor der Stadt grundlegend unterscheidet. Allein das Filmtheater Lichtburg (1931-33, heute zerstört) und das evangelische Paul-Gerhard-Gemeindehaus (1929/30, nur teilweise erhalten) in Bochum und das von Bruno Paul in Gelsenkirchen errichtete Kaufhaus Sinn (1928, heute zerstört) lassen sich mit dem Wattenscheider Bau vergleichen.

Hans Hermann Oehler

## Die Räder- und Radsatzausstellung der „Bochumer Verein Verkehrstechnik GmbH“

*Die ständige Räder- und Radsatzausstellung der „Bochumer Verein Verkehrstechnik GmbH“ wurde 1985 in einem Verwaltungsgebäude an der Allee-straße aus Anlass des Jubiläums der deutschen Eisenbahnen (1835-1985) unter dem Motto „Räder und Radsätze gestern und heute“ eingerichtet. Zu*

Wattenscheids Postamt hat jedoch den großen Vorzug, dass es fast unbeschädigt den Zweiten Weltkrieg überstand und noch heute trotz einiger modernen Veränderungen Zeugnis ablegt von Architekturtendenzen aus der späten Weimarer Republik. Die Fertigstellung des Gebäudes fiel jedoch bereits in die Zeit nach Hitlers Machtergreifung am 30. Januar 1933, und so sprach anlässlich des Festaktes zur Übergabe des Baus durch die OPD Dortmund der Bauleiter einige Worte, „in denen er auf den neuen Geist des nationalsozialistischen Deutschlands hinwies, der in Zukunft die Hallen durchdringen werde.“

Mit der Einweihung des Postamtes an der Hochstraße war denkbar spät der Einfluss des „Neuen Bauens“ in Wattenscheid spürbar geworden. Das Gebäude stellt in der Stadt zugleich das erste und letzte Beispiel des radikal-modernen Stiles dar. Mit dem Einsetzen der Nazizeit wurden diese Bauten als kulturbolschewistisch hingestellt und ihre Architekten verfehmt.

Wünschenswert wäre es schließlich, das Postamt in die Liste der denkmalschutzwürdigen Gebäude aufzunehmen und damit seinen unveränderten Bestand für die Zukunft zu sichern.

Der vorliegende Artikel erschien in ähnlicher Form bereits im Heft 1 der Post- und Telekommunikationsgeschichte, 1997 (Regionalbereich West), S. 83-87 unter dem Titel „Postarchitektur Westdeutschlands unter dem Einfluß des ‚Neuen Bauens‘: Das Wattenscheider Postamt an der Hochstraße (1930-33)“ und unter „Das Postamt an der Hochstraße (1930-33)“, in: Heimat- und Bürgerverein Wattenscheid (Hrsg.), Wattenscheider Geschichte(n). Eine Sammlung von Beiträgen zur Stadtgeschichte, Bochum-Wattenscheid 1999, S. 125-128.

● Dr. Thomas Dann  
Elisabethstraße 34  
44866 Bochum (Wattenscheid)

*sehen sind die historischen Räder aus der Sammlung der „Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation AG“ aus der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts, alle wesentlichen Radbauarten seit dieser Zeit, alle neuzeitlichen Entwicklungen für Eisenbahnen, Untergrund- und Stadtbahnen, Straßenbahnen, Werksbahnen sowie Teile für Weichenanlagen.*

An der heutigen Alleestraße, ziemlich genau an der Stelle, wo sich nun die Ausstellung befindet, vollzog sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts eine bedeutende Erfindung, die die Herstellung von Bauteilen ungemein beflügelte und so auch für Radsatzkomponenten Anwendung fand. Hier wurde

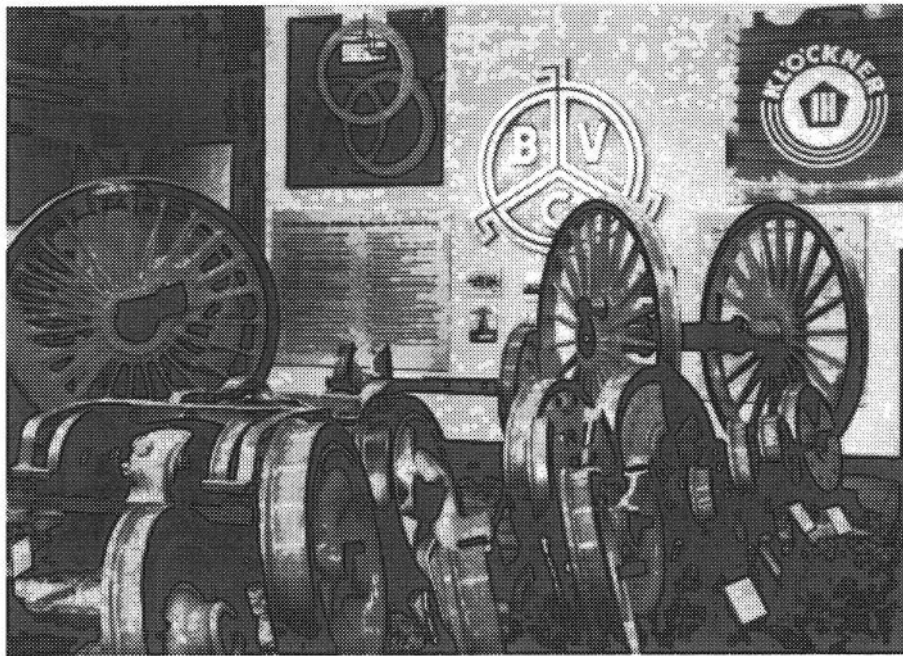


Abb. 1: Teilansicht der Ausstellung

1842 die „Gußstahlfabrik Mayer und Kühne“ gegründet und in den Folgejahren ein auf damals höchstmögliche Qualität ausgerichtetes Tiegelstahlwerk gebaut. Dabei fand Jacob Mayer den Formstoff und entwickelte die Verfahrenstechnik, die es möglich machten, flüssigen Stahl mit entsprechend hohen Temperaturen in mehr oder weniger komplizierte Formen zu gießen (Stahlformguss). Aus der „Gußstahlfabrik Mayer und Kühne“ ging 1854 die „Bochumer Verein für Bergbau und Gußstahlfabrikation AG“ hervor. Von Anfang an war man bemüht, Stahlformguss auch bei der Herstellung von Eisenbahnradern anzuwenden, zumal der Eisenbahnbau in Deutschland erheblich zunehmende Absatzmengen versprach. Die Qualität des Bochumer Gusstahls wurde von allen Abnehmern gerühmt. Die neue Aktiengesellschaft begann auch rasch mit dem Aus- und Neubau der Schmiedeanlagen, wobei auch diese Technologien für die Herstellung von Rädern und Radreifen genutzt wurden. Die wichtigsten Daten zur jüngeren Unternehmensgeschichte: 1958 erwarb die „Fried. Krupp“ die Mehrheitsbeteiligung an der „Bochumer Verein für Gußstahlfabrikation AG“ (BVG); 1966 fusionierte der BVG mit der „Hütten- und Bergwerke Rheinhausen AG“ zur „Fried. Krupp Hüttenwerke AG“; 1984 wurde der Unternehmensbereich „Schmiede und Bearbeitung“ der „Krupp- Stahl AG“ mit dem Werk Osnabrück der „Klöckner-Werke AG“ zur „Schmiedewerke Krupp-Klöckner GmbH“ mit Firmensitz in Bochum zusammengelegt. Die Gesellschaft ist seitdem der bei weitem größte Räder- und Radsatzhersteller Deutschlands. 1988 fusionierte das Unternehmen mit dem Schmiedebereich von

Thyssen in Hattingen zur „Vereinigte Schmiedewerke GmbH“ (VSG) mit dem Firmensitz zuletzt in Bochum; 1995 ging die VSG-Holding in Konkurs, der Bereich Verkehrstechnik bestand jedoch als GmbH und selbständige Einheit weiter. Im Mai 1998 übernahm die „Georgsmarienhütte Holding GmbH“ die „VSG Verkehrstechnik GmbH“, die heute wieder ihren traditionellen Namen „Bochumer Verein Verkehrstechnik GmbH“ trägt.

Die Ausstellung verkörpert somit die Tradition aller genannten Unternehmen auf dem Gebiet der Entwicklung und Herstellung von Rädern und Rad-

sätzen für den Schienenverkehr (Bochumer Verein, Krupp, Thyssen, Klöckner). Heute stellt der „Bochumer Verein Verkehrstechnik“ als einziges Unternehmen in Deutschland noch Räder und Radsätze für den Schienenverkehr unter Einschluss der Warmformgebung her.

#### **Zur Geschichte der Herstellung von Eisenbahnradern**

Schon in den 30er Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte Krupp in Essen mit der Herstellung von Radsatzkomponenten begonnen und dabei angesichts des rasch wachsenden Bedarfs der jungen Eisenbahn zunächst auf englische Technik zurückgegriffen, schon bald aber angefangen, eigene Entwicklungen zu verfolgen. Zu den großen Leistungen Alfred Krupps zählt die Erfindung des nahtlos geschmiedeten und gewalzten Radreifens aus Tiegelstahl. Gerade diese Fertigungsmethode trug dazu bei, Krupp in der Folgezeit große Marktanteile zu sichern und zum größten Anbieter auf dem Felde von Rädern und Radsätzen werden zu lassen.

In der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts erreichte der Bahnbau in Deutschland und anderen Teilen der Welt außergewöhnliche Zuwachsraten und bewirkte zugleich, dass immer neue Firmen zur Deckung des Bedarfs in Wettbewerb traten. So errichtete man Ende der 60er Jahre auch in Osnabrück neue Fertigungsanlagen für Eisenbahnoberbaumaterial, die in den folgenden Jahrzehnten zügig ausgebaut wurden. Klöckner trat als Besitzer und Namensgeber aber erst später im Gefolge der Neuordnung seiner industriellen Besitzungen nach dem 1. Weltkrieg auf den Plan.



Abb. 2: Stahlgussrad, entwickelt um 1860

Das Ende des 2. Weltkrieges brachte eine Zäsur für die Kruppsche Räder- und Radsatzfertigung. Alle Anlagen fielen der Demontage zum Opfer, soweit sie nicht schon im Bombenhagel zerstört worden waren. Nur die Anlagen wurden neu gebaut, die der spanenden Bearbeitung und der Montage solcher Radsätze dienten, die als Eigenbedarf beim Bau von Lokomotiven und Sonderschienenfahrzeugen - wie z. B. Schwertransporter und Schienenkrane - benötigt wurden. Anlagen zur Warmumformung wurden dagegen nicht neu errichtet.

Die ersten Eisenbahnräder im 19. Jahrhundert waren aus Gusseisen, konnten aber den qualitativen Ansprüchen nach Einführung der Dampflokomotiven nicht entsprechen. Erst das englische Losh-Rad, ein Speichenrad aus Puddelstahl oder Tiegelstahl, erwies sich als gut geeignet, vor allem nach Einführung nahtloser Radreifen aus Tiegelstahl anstelle gebogener und an den Enden verschweißter Radreifen. In dieser Kombination wurde das Losh-Rad zu einem leichten und elegant aussehenden Eisenbahnrad, das in vielfältigen Variationen über 100 Jahre Anwendung gefunden hat. Daneben aber lebte, vor allem in Amerika, das gusseiserne Rad als Schalenhartgussrad wieder auf.

Von Bochum aus trat ab 1860 das Stahlgussrad in Erscheinung, das in den Folgejahren auch von Krupp hergestellt wurde. Wenngleich dieses Rad bis zum Anfang dieses Jahrhunderts im Einsatz war, konnte es nur einen Teil des Marktes gewinnen. Als bandagiertes Speichenrad aber, dem sogenannten „Radstern“ für Lokomotiven, ist es bis in die 60er Jahre dieses Jahrhunderts hergestellt worden.

Es würde zu weit führen, die ganze Typenvielfalt der Radsatzkonstruktionen im 19. Jahrhundert aufzuführen, die beredter Ausdruck des Bemühens sind, den wachsenden Ansprüchen durch steigende Belastungen und Leistungen im Eisenbahnverkehr gerecht zu werden. Kurioserweise hat es in der Frühzeit der Eisenbahn auch den Einsatz von Holz und gepresstem Papier als Werkstoff für Scheibenblätter von Rädern gegeben. Zugleich wird deutlich, wie sehr die Entwicklung der Räder abhängig von den jeweiligen Stahlherstellungsverfahren und der Anlagen- und Verfahrenstechnik war.

Neben dem Stahlformguss müssen drei Entwicklungen von wesentlicher Bedeutung erwähnt werden: a) das Stauchen und Lochen von Rohblockabschnitten mit anschließendem Auswalzen zu Radreifen zur Verbesserung der Wirtschaftlichkeit der Fertigung, b) die Einführung des Siemens-Martin-Stahlherstellungsverfahrens zur Überwindung aller metallurgisch bedingten Einschränkungen sowie c) das Stauchen und Vorschmieden von Rohblockabschnitten mit anschließendem Auswalzen des Scheibenblattes und Kumpeln zu Scheibenradkörpern und später auch zu Vollrädern.

1903 wurden in Nordamerika die ersten Stahlgussräder im Betrieb erprobt. Daneben blieben bis in die 30er Jahre Schalenhartgussräder in großen Stückzahlen im Einsatz, während sich gleichzeitig das geschmiedete und gewalzte Rad mehr und mehr durchsetzte und in Europa die anderen Radausführungen endgültig verdrängte.

Wenn man die Entwicklung der Eisenbahn-Radsätze rückschauend aus der Zeit vor dem 1. Weltkrieg zusammenfasst, so ist festzustellen, dass die erste Hälfte des 19. Jahrhunderts als die eigentliche Pionierzeit des Eisenbahnwesens gelten kann, zumal die Mengen noch gering waren und der technische Fortschritt durch zahllose Erfindungen kreativer Unternehmer auf allen für die Eisenbahn wichtigen Gebieten - einschließlich der Werkstoffentwicklung - erst einmal die Anwendung dieses neuen Verkehrssystems sicherstellen musste. Alles war im Fluss, ohne Standards und Regeln. Die Abhängigkeit vom Ausland, vor allem natürlich von England, war in dieser Phase weitgehend und bestimmend. Die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts brachte die höchsten Aufbauraten und zudem das Gleichziehen der deutschen Eisen- und Stahlindustrie und des Maschinenbaus auf allen wichtigen Gebieten und damit weitgehende Unabhängigkeit vom Ausland. Dazu erreichten Ausbau und Nutzung des Verkehrssystems Eisenbahn ab 1880 eine äußerste Höhe erreicht hatten (mehr als 70 % der gesamten Verkehrsleistungen in Deutschland). Bis zu diesem Datum waren alle Erfindungen grundsätzlicher Bedeu-

tung hinsichtlich der Herstellungsverfahren und der Radsatzauslegung erfolgt. Das geschmiedete und gewalzte Rad setzte sich zunehmend entweder als Vollrad, vor allem in Amerika, oder als bandagiertes Rad wie in Deutschland von der Jahrhundertwende an im Eisenbahnverkehr durch. In Deutschland wurde erst in den 1950er Jahren das geschmiedete und gewalzte Vollrad eingeführt, während das Stahlgussvollrad - wenn auch unter verbesserten Herstellungsbedingungen - in Amerika seine Auferstehung ziemlich genau 100 Jahre nach Jacob Mayer feierte. In den 30er Jahren dieses Jahrhunderts begann man, die Massen zu reduzieren (Leichtscheibenräder) und Dämpfungselemente (Gummikörper) einzubauen. Diese Entwicklungen fanden aber erst nach dem 2. Weltkrieg breitere Anwendung.

Der umfangreiche Ausbau der Nahverkehrssysteme seit dieser Zeit hat zu einer Fülle konstruktiver Entwicklungen bei Gestaltung und Anordnung von Radsatzkomponenten geführt. In den letzten 30 Jahren wurden besondere Anstrengungen unternommen, Formgebung und Aufbau der Radsatzkomponenten mit Hilfe wissenschaftlicher Methoden zu optimieren und den Anwendungsfällen anzupassen.

### **Zu Inhalt und Gliederung der Ausstellung**

Die Ausstellung ist in zwei Räumen untergebracht. In einem Vorraum erhält der Besucher kurze Informationen zur Geschichte der Eisenbahnräder, vor allem aber Hinweise zu besonderen Forschungs- und Entwicklungsschwerpunkten. Ein Teil der Untersuchungen ist in der Vergangenheit mit öffentlichen Mitteln gefördert worden. Die Entwicklungsschwerpunkte beziehen sich auf Spannungs- und Verformungsanalysen unter Berücksichtigung von Betriebsbeanspruchungen und Temperaturen (Bremsen), die Verminderung der Schallabstrahlung durch Schwingungsabsorber und Verschleißminderung durch Nutzung von Gummielementen. Die Ausstellung selbst verdeutlicht an fast 100 ausgewählten Exponaten die wesentlichen Entwicklungsschritte bei den Radsatzkomponenten und die Vielfalt der Konstruktionen in Abhängigkeit von der jeweiligen Verwendung.

Es handelt sich überwiegend um Bauteile und Radsätze in fertig bearbeitetem Zustand, zum Teil als vollständige Einbaugruppen. Da ist zunächst die Gruppe der historischen Räder des vorigen Jahrhunderts, aus Gusseisen, als Speichenräder mit geschmiedetem oder gegossenem Radreifen, aus Stahlguss, ein- oder zweiteilig sowie Speichenräder mit feuergeschweißten Speichen. Es folgen

Monoblockräder, geschmiedet und gewalzt, in verschiedenen Ausführungen. Eine Anzahl Radsatzwellen, rohgeschmiedet, zumeist aber fertig bearbeitet, zeigt die Konstruktionsvielfalt für Vollbahnen und Straßenbahnen. Als optisch besonders eindrucksvolle Exponate stechen zwei komplette Radsätze für Dampflokomotiven der Baureihen 05 und 01 aus der Vorkriegszeit hervor. Die Speichenräder (Radsterne genannt) zeigen den hohen Entwicklungsstand damaliger Stahlformgussstücke. Eine ganze Anzahl von Radsätzen lässt die Vielfalt der Ausführungsmöglichkeiten erkennen: Gezeigt werden Radsätze mit hohlen Radsatzwellen, mit einteiligen Rädern, mit bereiften Rädern, mit doppeltgewellten Leichtradscheiben zur Gewichtseinsparung, mit Schallabsorbieren und Bremsscheiben, für Güterwagen, für Reisezugwagen, für Intercity-Züge und für Intercity-Express-Wagen (ICE). Hervorstechend die große Gruppe der gummigefederten Räder für den Nahverkehr, vor allem für Straßen- und U-Bahnen, in Zweikreis-Ausführung und als Einringräder. Diese Entwicklung hatte bereits in den dreißiger Jahren begonnen.

Auffallend ist auch die Reihe der Räder für Elektrolokomotiven unterschiedlichster Bauarten mit oder ohne Bremsscheiben, mit und ohne Schallabsorbieren. Schließlich werden auch die letzten Entwicklungen dargestellt, wie ein vollständiger Radsatz mit 4 Bremsscheiben für Mittelwagen des ICE, ein aufgeschnittenes gummigefedertes Rad für den ICE und ein vollständiges Fahrgestell mit einzeln gelagerten Rädern (ohne Radsatzwelle) für Niederflur-Transportwagen. Eine fertig bearbeitete Kurbelwelle für einen Bahn-Dieselmotor, eine Anzahl gewalzter Radreifen, ein spezielles Rad für die Messung von Aufstandskräften im laufenden Fahrbetrieb sowie verschiedene Ausführungen von Weichenzungen und Weichenherzstücken vervollständigen die Sammlung, die einen Überblick über nahezu alle wesentlichen Ausführungsformen und Entwicklungen auf dem Gebiet von Rädern und Radsätzen darstellt und zugleich die Tradition der betroffenen Gesellschaften verkörpert.

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass diese Sammlung mit teilweise musealem Charakter in ihrer Geschlossenheit und ihrem Umfang ihresgleichen sucht. Darum ist die Ausstellung und Leistungsschau von besonderer Bedeutung nicht nur für die Unternehmensgeschichte, sondern darüber hinaus auch für die stadt- und industriegeschichtliche Sicht auf Bochum sowie das gesamte Ruhrgebiet.

- Hans Hermann Oehler  
Pappelweg 9  
44869 Bochum

## Hermann Löns und Bochum - eine Spurensucht

### Hermann Löns

Der Schriftsteller Hermann Löns wurde am 29.08.1866 in Culm geboren und starb bereits in den ersten Tagen des Ersten Weltkriegs am 26.09.1914 bei Reims. Neben seiner heute nahezu unbekannteren hauptberuflichen Tätigkeit als Redakteur meist bei hannoverschen Zeitungen gilt er bis heute als Dichter der Lüneburger Heide, deren Pflanzen- und Tierleben er in Skizzen und Erzählungen mit naturwissenschaftlich geschultem Blick beschrieb. Dazu gehören etwa „Mein grünes Buch“ (1901), „Mein braunes Buch“ (1907), „Mümmelmann“ (1909) und „Was da kreucht und fliegt“ (1909). Darüber hinaus verfasste er Heimatromane aus der niedersächsischen Bauernwelt; in einer gefühlvollen, oft auch sentimental Lyrik wie „Der letzte Hansbur“ (1909), „Dahinten in der Heide“ (1910), „Der Wehrwolf“ (1910), „Das zweite Gesicht“ (1912) und „Die Häuser von Ohlenhof“ (1917). Neben eingängiger Lyrik, die in den Sammlungen „Mein goldenes Buch“ (1901), „Mein blaues Buch“ (1909) und „Der kleine Rosengarten“ (1911) erschienen, schrieb er viele Lieder, die bald den Status von Volksliedern erlangten. So etwa „Auf der Lüneburger Heide“, „Alle Birken grünen in Moor und Heid“, „Rose Marie, Rose Marie, sieben Jahre mein Herz nach dir schrie“. Bei Löns finden sich manche Ansätze zu einer aggressiven völkisch-deutschen „Blut- und Boden-Ideologie“ und eine starke Tendenz zu rassistischen Überlegenheitsansprüchen, die auch seine Vereinnahmung durch die nationalsozialistische Kulturpolitik begründeten. Dies ist nicht verwunderlich, richteten sich seine Werke doch im Gegensatz zu anderen Vordenkern des nationalistischen und antisemitischen Deutschtums vor allem an Kleinbürger und die ländliche Bevölkerung, die eine besondere Rolle bei der Durchsetzung nationalsozialistischer Gedankenguts seit den späten 1920er Jahren spielten. Nach dem Zweiten Weltkrieg erfuhr das Werk Hermann Löns‘ zahlreiche Neuauflagen, die sich aus genannten Gründen jedoch weitgehend auf seine Naturerzählungen beschränkten, so dass seine ideologische Bedeutung für die Etablierung der Schreckensherrschaft Hitlers in der Öffentlichkeit heute nahezu vergessen ist.

### Der Name Löns in Bochum Kunstschaffens

Die vorstehenden Angaben lassen keinen Rückschluss darauf zu, dass Hermann Löns etwas mit Bochum zu tun haben könnte und doch

lassen sich verschiedene Verbindungen feststellen. Wie in anderen Städten auch, wurden seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert viele Bochumer Straßen nach Dichtern benannt. Dass es am Stornplatz auch eine Lönsstraße gibt, ist also kaum erwähnenswert. Selbst dass nach der Verschmelzung Bochums mit Wattenscheid im Ortsteil Eppendorf durch Umbenennung eine Hermann-Löns-Straße hinzugekommen ist, ist nicht verwunderlich. Bemerkenswert ist aber, dass eine weitere Eppendorfer Straße den Namen Lönsberg trägt. Und wo die Dorstener Straße die Stadtgrenze Bochum/Herne-Wanne-Eickel erreicht, grüßt an einer Hauswand an der rechten Seite der Schriftzug „Löns Mühle“.<sup>30</sup> Diese Bezeichnungen lassen auf einen Hof- oder Familiennamen schließen. Mit dem Straßennamen Löns wird also nicht nur eines Dichters mit überörtlicher Bedeutung gedacht, es handelt sich auch um die Erinnerung an eine alteingesessene Familie im Bochumer Raum, deren Existenz sich weit zurück verfolgen lässt.

Schon 1486 wurde der Eppendorfer Lönshof mit der Eintragung „Jan Lonies“ im Schatzbuch der Grafschaft Mark genannt.<sup>31</sup> Nach Darpes „Geschichte der Stadt Bochum“<sup>32</sup>, deren Auswertung durch Werbecks Register<sup>33</sup> wesentlich erleichtert wird, gingen 1519 acht Personen vom Hofe Loenis in Ebbentorpe zum heiligen Abendmahl. 1547 hatte Loenys aus Ebbentorpe 2 Gulden zur Kirchenschätzung beizutragen<sup>34</sup>, 1599 hatte Lönnis in Eb-

<sup>30</sup> Am entgegengesetzten Stadtrand kurz hinter der Stadtgrenze Bochum/Witten liegt in Witten-Heven die Straße Luhnsmühle. Ob auch dieser Name mit „Löns“ verbunden werden kann, ist nicht sehr wahrscheinlich: Carl Luhne, geboren am 12. April 1783 in Hagen-Haspe, betrieb auf gepachtetem Gelände auf Querener Gebiet gegenüber der Hevener Ölmühle ein Hammerwerk. Am 28. Juni 1832 erwarb er den gesamten Besitz einschließlich der Ölmühle von dem Freiherrn von Elverfeldt, der auf Haus Ruhr bei Schwerte wohnte. Sein Sohn Gustav nannte sich als erster in der Familie „Luhn“ (ohne „e“). Ernst Stapperferne (Hg.), Heven durch 11 Jahrhunderte. Ein Beitrag zur Wittener Geschichte, Witten 1990.

<sup>31</sup> Stadt Bochum, Vermessungs- und Katasteramt (Hg.), Bochumer Straßennamen. Herkunft und Deutung, Bochum 1993, S. 319-320.

<sup>32</sup> Franz Darpe, Geschichte der Stadt Bochum, Reprint Bochum 1991 (herausgegeben von der Kortum-Gesellschaft Bochum e. V. und der Bochumer Antiquariat GmbH), S. 99.

<sup>33</sup> Wolfgang Werbeck, Namens-, Orts- und Sachregister für Franz Darpes Geschichte der Stadt Bochum - mit Urkundenbuch, Bochum 1991 (herausgegeben von der Kortum-Gesellschaft Bochum e. V. und der Bochumer Antiquariat GmbH).

<sup>34</sup> Darpe, Bochum (wie Anm. 3), S. 214.



bentorp ebenfalls 2 Gulden an Kirchenschatzung zu zahlen<sup>35</sup>. In Bochum leisteten den Bürgereid 1579 Henrich Lönins, 1628 Evert Lonnes, 1650 Jörgen Lünas, 1658 Joh. Löns, 1693 Wirich Lonniß und 1699 Peter Lonnis<sup>36</sup>. Am 15. Dezember 1652 ließ sich die Stadt von „Joh. Lönins 32 Rthlr.“ und verpfändete ihm „1 Scheffelsaat Landes auf dem Distelberge“, um die „veranschlagten brandenburgischen Werbungsgelder der Styrumischen Regimenter“ zu zahlen<sup>37</sup>. Nach der Aufnahme von 1684 verfügte Löns in Eppendorf über Grundbesitz von 14 Malter Saat, 3 Scheffelsaat, 8 Ruten.<sup>38</sup> 1704 trat Peter Lönins der Schützengilde und der Bürgerwehr Bochums bei.<sup>39</sup> 1817 hatte Eickel nach einem Bericht des Predigers Petersen zu Weitmar eine lutherische Schule unter Lehrer Papst und eine kleine katholische Schule unter Lehrer Löns.<sup>40</sup> 1867 war H. Löns Stadtverordneter in Bochum.<sup>41</sup>

### **Die Stammliste Löns**

Schulte<sup>42</sup> hat die Ahnenreihe des Hermann Löns über sieben Geschlechter

erforschen können und das Ergebnis im Westfälischen Familienarchiv veröffentlicht.<sup>43</sup> Hier folgt ein Auszug aus der Stammliste:

#### *1) Johann Georg Löns*

Geboren vermutlich in Eppendorf, Datum nicht bekannt

Gestorben Haus Nosthausen bei Eickel, bestattet am 14. März 1713 in Eickel

30 Jahre Küster der 1683 erneuerten katholischen Kirchengemeinde Eickel

Verheiratet mit Katharina Stenhoff; Geboren vermutlich in Hofstede, Datum nicht bekannt;

Gestorben plötzlich bei einem Aufenthalt in Bochum 1706, bestattet in Eickel

#### *2) Johann Henrich Löns*

3. Kind von 1 (von 4 Kindern)

Geboren am 24. März 1693 in Nosthausen

Gestorben am 25. März 1768 in Nosthausen  
60 Jahre Küster und etwa 50 Jahre Schullehrer von Eickel

In erster Ehe verheiratet mit Anna Sibilla Bünegers  
Geboren in Hofstede, Datum unbekannt; gestorben am 17. Juli 1726 in Nosthausen

In zweiter Ehe verheiratet mit Elisabeth Feldhege  
Geboren am 27. April 1693 in Holsterhausen; gestorben am 3. Februar 1758 in Nosthausen

#### *3) Dierich (Theodor) Henrich Löns*

3. Kind von 2 (von 6 Kindern)

Geboren am 11. Oktober 1723 in Nosthausen; Gestorben am 25. November 1801 in Eickel

Küster, Schullehrer und Organist in Eickel

In erster Ehe verheiratet mit Elisabeth Sölling genannt Sceiper

Geboren in Eickel, Datum unbekannt; gestorben am 3. Mai 1758 in Eickel

In zweiter Ehe verheiratet mit Anna Katharina Mummenhoff

Geboren am 3. September 1727 in Eickel; gestorben am 11. Juli 1794 in Eickel

#### *4) Johann Theodor (Diederich) Löns, hernach genannt Röken*

5. Kind von 3 (von 8 Kindern)

Getauft am 30. Juli 1759 in Eickel; gestorben am 6. April 1833 in Riemke

Schreiner und Kötter in Riemke

Verheiratet mit Anna Maria Gertrud Röken, Erbin des Röken-Kottens

Geboren in Riemke, Datum nicht bekannt; gestorben vor dem 18. Mai 1810 in Riemke

#### *5) Diederich Hermann (Heinrich) Löns*

5. Kind von 4 (von 10 Kindern)

Geboren am 20. März 1792 in Riemke; gestorben am 28. Juli 1839 in Bochum (Schwindsucht)

Schneider und Kappenmacher in Bochum

Verheiratet mit Anna Maria Elisabeth Massenber

Geboren am 12. März 1795 in Bochum; gestorben am 2. April 1861 in Bochum

#### *6) Friedrich Wilhelm (Fritz) Löns*

8. Kind von 5 (von 14 Kindern)

Geboren am 4. Oktober 1832 in Bochum; gestorben am 2. Dezember 1908 in Münster (Westf.)

Gymnasial-Oberlehrer, „Professor“

Verheiratet mit Elisabeth Wilhelmine Klara Cramer

Geboren am 15. Januar 1844 in Paderborn; gestorben am 15. April 1896 in Münster (Westf.)

#### *7) Hermann Löns*

1. Kind von 6 (von 14 Kindern)

<sup>35</sup> Ebd., S. 216.

<sup>36</sup> Ebd., S. 201, 293, 294, 295, 297 (zwei Nennungen).

<sup>37</sup> Ebd., S. 260.

<sup>38</sup> Ebd., S. 342.

<sup>39</sup> Ebd., S. 343, Anmerkung 1.

<sup>40</sup> Ebd., S. 541, Anmerkung 6.

<sup>41</sup> Ebd., S. 577, Anmerkung 3.

<sup>42</sup> Dr. Eduard Schulte, Historiker, geboren 06.02.1886 in Wattenscheid, gestorben 29.05.1977 in Hiltrup bei Münster, war ab 1913 Leiter des Stadtarchivs Münster, zahlreiche Publikationen, Gertrudispreis der Stadt Wattenscheid in Anerkennung seiner Verdienste um die Heimatforschung.

<sup>43</sup> Eduard Schulte, Stammliste Löns, Vorfahren von Hermann Löns im Mannesstamm, in: Westfälische Gesellschaft für Familienkunde (Hg.): Westfälisches Familienarchiv, Nr. 6, Juli 1926, S. 77-81.

## Der Lönshof

Wie oben bereits ausgeführt wurde, wird der Lönshof schon 1486 im Schatzbuch der Grafschaft Mark genannt. Schulte vermutet daher wohl zu Recht, dass der Lönshof in Eppendorf der Stammsitz der Vorfahren von Hermann Löns ist: „Die Tatsache, daß dieser der einzige mittelalterliche Lönshof der Grafschaft Mark war, daß die räumliche Bevölkerungsbewegung zwischen Emscher und Ruhr verhältnismäßig gering war und sich in der Regel auf das Kirchspiel oder Amt begrenzte, bildet einen triftigen Grund für die Annahme, daß der urkundliche Ahnherr Hermann Löns<sup>44</sup>, der Eickeler Küster Johann Georg Löns aus Eppendorf stammte. Diese Bauernschaft lag ehemals in demselben Bochumer Kirchspiel, zu dem sein Wirkungsort Eickel und sein Wohnsitz Nosthausen gehörte. Das Alter Eppendorfs, das Abbingthorp zu Kaiser Karls Zeiten, die Lage des Lönshofes im Schnittpunkt von Wegen und fast im Kern dieses Dorfes und dazu noch an einer beliebten Siedlungsstelle, an einem Teiche, sowie endlich der alte Flurname Lönsberg lassen die Vermutung aufkommen, daß mit der Entstehung Eppendorfs auch der Lönshof entstanden ist.“<sup>44</sup> Der Eppendorfer Lönshof stand bis 1979 an der Kreuzung Schützenstraße/Engelsburger Straße. Er wurde 1882/83 an die Samenhandlung Strieder verpachtet, 1932 an die chemische Fabrik Ferdinand Lüttgen und Hugo Sudhoff verkauft und 1979 abgerissen, um Platz für Eigentumswohnungen zu schaffen.<sup>45</sup>

## Löns auf Haus Nosthausen

Eickel war 1577 dem Katholizismus verloren gegangen. Während sich die Herren der übrigen Güter durchweg der Reformation angeschlossen hatten, war das Eickeler Gut Nosthausen, das später dem Stadtgebiet Bochum zugeschlagen wurde, katholisch geblieben. Nach Darpe lautete der ursprüngliche Name Osthausen. 1437 findet sich unter den Vertretern der märkischen Ritterschaft unter anderen Johann Aschenbrock then Oysthusen. Später wurde das „n“ zum Namen gezogen, also te Nosthusen statt ten Osthusen.<sup>46</sup> Schulte führt aus: „In späterer Auswirkung der Gegenreformation wurde 1683 in dem nördlichen Zipfel des Bochumer Kirchspiels Eickel (...) eine Missionsgemeinde gegründet. Auf Nosthausen

<sup>44</sup> Eduard Schulte, Hermann Löns, der Heidedichter. Die Vorfahren von Hermann Löns. (Zur 60. Wiederkehr seines Geburtstages). Undatierte Kopie eines Zeitungsausschnitts ohne Quellenangabe. 60. Wiederkehr am 29.08.1926.

<sup>45</sup> Peter Zimmermann, Das Eppendorfer Heimatbuch oder 1100 Jahre Eppendorf, Bd. 4, Bochum 1985, S. 6-8.

<sup>46</sup> Darpe, Bochum (wie Anm. 3), S. 93.

räumte der Herr von Dorneburg genannt Aschenbrock seine Kapelle zum Gottesdienst ein; auf Nosthausen wohnte der erste Küster Johann Georg Löns. Er ward der Begründer einer Küsterfamilie, in der fünf Generationen hindurch, fast 200 Jahre lang die Bedienung der Eickeler Kirche lag. Johann Georg Löns blieb auf Nosthausen wohnen, als 1687 der Gottesdienst in eine neuerbaute Kapelle nach Eickel verlegt wurde. (...) Da im Religionsvergleich zwischen Brandenburg und Pfalz-Neuburg 1672 den Lutherischen mit der Eickeler Kirche auch das alte kirchliche Vermögen zufiel und die Wiedereinführung katholischer Seelsorge nur mit einer fiskalischen Rente von 45 Reichstalern möglich war, konnte die kleine, schwache neue Gemeinde ihrem Küster nicht die nötige Nahrung geben. Daher ist es wahrscheinlich, daß Johann Georg, wie auch wohl sein Sohn, bestimmt aber sein Enkel und Urenkel, die Verwaltung des Gutes Nosthausen geführt hat. Darauf deutet auch sein Verbleiben auf Nosthausen und die Teilung der Küsterei und der Gutsverwaltung zwischen seinen Enkeln. Er wohnte in der ‚Burg‘, nicht in der ‚Bau‘, wo hernach noch mancher seiner Nachkommen klein lebte.“<sup>47</sup>

Aus diesen Gründen mussten sich Teile der Familie wohl einen Nebenerwerb suchen. Löns-Mühle, die sich gegenüber dem Gute Nosthausen befand, gehörte seit alter Zeit zur Herrschaft Nosthausen. An sie erinnert, wie oben ausgeführt, der Schriftzug an einer Hauswand, wo die Dorstener Straße die Stadtgrenze Bochum/Herne-Wanne-Eickel erreicht. Eine Seitenstraße trägt noch den Namen Mühlenstraße. Der Dorneburger Bach, der die Dorstener Straße unterquert, trieb in früheren Zeiten das Mühlrad an. Die Dorstener Straße war im 18. Jahrhundert Teil der Gahlenschen Kohlenstraße mit einem lebhaften Fuhrwerksverkehr. Sie führte von Bochum-Stiepel über Weitmar-Mark, Bärenndorf und Hamme bis Gahlen an der Lippe, wo die in den Ruhrbergen gewonnenen Kohlen auf der Lippe nach Wesel verfrachtet wurden. Daher betrieb die Familie Löns neben der Müllerei auch noch eine Raststätte für die Fuhrleute, aus der im ausgehenden 19. Jahrhundert das beliebte Ausflugslokal Löns-Mühle wurde.<sup>48</sup>

## Einige Fakten zu den Großeltern und Eltern des Hermann Löns

Der Großvater, Diederich Hermann Löns (Generation 5), zog nach Bochum, wo er in der Beckstraße das Gewerbe eines Schneiders und Kappenmachers ausübte. Liebetraut Rothert meinte: „Seine Frau war eine gebo-

<sup>47</sup> Schulte, Hermann Löns (wie Anm. 15).

<sup>48</sup> Wanne-Eickeler Anzeiger vom 26. Juli 1950.

rene Massenbergs, wahrscheinlich aus derselben Familie, der der frühverstorbene Baurat entstammt, der nach dem letzten Kriege Bochums Stadtbild in so glücklicher Weise neu formte. Die Frauen der Löns tragen, das sei hier eingeschaltet, vielfach Namen, die in unserer Umgebung wie in unserer Belegschaft [Zechen Hannover und Hannibal] noch heute häufig vorkommen. Die Mummenhoffs sind eine bekannte Eickeler, später auch Bochumer Familie. Ebenso klingen uns Namen wie Steinhoff, Vieting, Lampmann, Feldhege bekannt im Ohr.<sup>49</sup>

In den Monatsheften für westfälisches Volkstum führte 1935 Friedrich Castelle aus: „Wilhelm Deimann, der seit langen Jahren der treueste Vorkämpfer für Hermann Löns ist, hat auf Grund der von Eduard Schulte aufgestellten Ahnentafel von Hermann Löns in seiner soeben erschienenen Löns-Biographie ‚Der Künstler und Kämpfer‘ diese Ahnenschaft kurz zusammengedrängt nachgewiesen. Ich greife seine Darstellung hier auf: ‚Sein Großvater heiratete in sehr jungen Jahren, weil zu der Zeit, da die Hand des ersten Napoleon auf westfälischem Lande lag, die verheirateten Leute nicht unter die Soldaten brauchten. Er zog nach Bochum und fing ein Geschäft an. Er starb, als sein Sohn Fritz (geboren 1832), der des Dichters Vater wurde, sieben Jahre alt war. Die Mutter mit dem ältesten Sohne hat für Fritz und die anderen Kinder gesorgt. Fritz kam auf die Rektorschule in dem damals noch kleinen Bochum, dann auf die Obersekunda des Paderborner Gymnasiums, wo er im Jahre 1853 das Abitur machte. Er studierte in Münster und Berlin Philologie, nachdem er seine ursprüngliche Absicht, Theologe zu werden, aufgegeben hatte; war nach dem Staatsexamen am Pädagogischen Seminar in Königsberg und 1860/61 als Probekandidat in Paderborn. Hier wohnte er in einem Hause in der Grube, wie die alte Straße hieß, gerade gegenüber dem Besitztum der Familie Cramer. Nicht lange, und die achtzehnjährige Clara Cramer war seine Braut. Im Jahre 1865 führte er sie nach Culm heim.“<sup>50</sup>

Warum nach Culm? „Schon 1864 war es für einen jungen Lehrer nicht ganz leicht, eine Planstelle, d.h. eine feste Anstellung zu finden, wenn er seine Ausbildung abgeschlossen und die Probezeit hinter sich hatte. So mußte auch der immerhin schon 32 Jahre alte Philologe Friedrich Löns aus Paderborn sich weit in den Osten, nach Culm in Westpreußen, versetzen lassen, um endlich seine 12 Jahre jüngere Braut, die Paderborner Apothekerstochter Klara

Kramer, ehelichen zu können. Dies geschah 1865, und ein Jahr später, am 29. August 1866, wurde dem jungen Paar das erste Kind geboren.“<sup>51</sup> Ein Jahr später wurde der Vater an das Gymnasium in Deutsch-Krone versetzt und 1884 zurück in das heimliche Westfalen, und zwar an das Gymnasium Paulinum in Münster.

Zur Heimatstadt seiner Familie und dem Ruhrgebiet hat der naturbegeisterte Schüler Löns keine Beziehung mehr entwickelt. In der vorhandenen Literatur war nur eine einzige Stelle zu ermitteln, die auf einen Besuch schließen lässt, über den er sich später negativ äußerte. „Er erblickte indes Bochum nur unter dem Gesichtswinkel seiner Sonderneigungen, die in jener Zeit um Nacktschnecken und Holzläuse kreisten, und konnte der Stadt keinen Geschmack abgewinnen. Infolge der für Schnecken giftigen Ablagerungen aus den vielen Schloten ist das Grün in Flur und Wald so angekränkelt, daß er gar keine Landschnecken fand. Einzelne Teiche boten ihm lediglich Wasserschnecken gemeiner Art, die seiner Sammlung und faunistischen Erkenntnis keine Bereicherung brachten. Er meinte bei seiner Rückkehr zu seinem Studienfreunde Leberecht Treu, ob er in Bochum oder in der Schule säße, wäre ganz gleich: soviel Schnecken wie in Bochum könne er auch auf der Schulbank fangen.“<sup>52</sup>

- Gerhard Kaufung  
Albert-Schweitzer-Straße 27  
44801 Bochum



Die in diesem Heft  
veröffentlichten Abbildungen  
stammen aus den Sammlungen  
der jeweiligen Autoren.

<sup>49</sup> Liebetraut Rothert, Hermann Löns und seine Eickeler Vorfäter. Undatierte Kopie eines Zeitschriftenausschnitts ohne Quellenangabe.

<sup>50</sup> Friedrich Castelle, in: Heimat und Reich, Monatshefte für westfälisches Volkstum, 1935, S. 289-293.

<sup>51</sup> Martin Anger, Hermann Löns. Schicksal und Werk aus heutiger Sicht, Braunschweig 1986, S. 15.

<sup>52</sup> Wilhelm Deimann, Hermann Löns und das Industriegebiet, in: Kalender für die Westfälische Mark, Dortmund 1925.

## ● Programm-Punkte

### Veranstaltungsprogramm 1/2000

*Donnerstag, den 20. Januar*

#### **Bochumer Stadtfilme**

Seit 1952 stellt Bochum alljährlich einen Film über die laufenden Ereignisse in der Stadt vor. Sämtliche Filme sind unterhaltsam und informativ. Wir schauen uns einige Szenen aus mehreren Jahren an und machen uns einen gemütlichen Fernsehabend.

*Treffpunkt: Kortum-Gesellschaft,*

*Bergstraße 68 a*

*Beginn: 19.00 Uhr*

*Vorführer: Dr. Hans H. Hanke*

*Donnerstag, den 17. Februar*

#### **Postkarten Bochum und Kortum**

Carl Arnold Kortum war schon immer bekannt in Bochum und hat Bochum schon immer bekannt gemacht. Auf historischen Postkarten kann man das nachvollziehen. Der Diavortrag illustriert Bochumer Geschichte seit Ende des nun vorletzten (!) Jahrhunderts.

*Treffpunkt: Kortum-Gesellschaft,*

*Bergstraße 68 a*

*Beginn: 19.00 Uhr*

*Referent: Eberhard Brand*

*Donnerstag, den 16. März*

#### **Jahreshauptversammlung**

Berichte, Neuigkeiten und Diskussionen stehen auf dem Programm. Sie sind auch herzlich dazu eingeladen, Anregungen für die Arbeit und das Programm einzubringen.

*Treffpunkt: Kortum-Gesellschaft,*

*Bergstraße 68 a*

*Beginn: 19.00 Uhr*

*Donnerstag, den 30. März*

#### **Bochum um 1800**

Kortums Bochum war mehr als nur ein Ackerbürgerstädtchen. War es ein kultureller und wirtschaftlicher Mittelpunkt seiner Region und Zeit? Der Vortrag zeigt anhand verschiedener spannender Quellen den Blick vom Mittelalter auf das neuzeitliche Bochum um 1800. Die Eindrücke, die wir aus diesem Blickwinkel erhalten, unterscheiden sich verblüffend von unseren rückwärtsorientierten Vorstellungen vom vorindustriellen, verschlafenen Bochum.

*Treffpunkt: Kortum-Gesellschaft,*  
*Bergstraße 68 a*

*Beginn: 19.00 Uhr*

*Referent: Dr. Dieter Scheler*

*Samstag, den 8. April*

#### **Stadthistorische Museen 1:**

##### **Das Ruhrlandmuseum Essen**

Bochum braucht ein stadthistorisches Museum. Aber wie könnte so etwas aussehen? Wir möchten in einer kleinen neugierigen Reihe hier und in den nächsten Programmen unsere Nachbarstädte besuchen und sehen, wie die es gemacht haben. Am Anfang der Erkundungen steht das berühmte Ruhrlandmuseum in Essen. Es zeigt die Dauerausstellungen „Vom Ruhrland zum Ruhrgebiet, Industrie- und Sozialgeschichte einer Landschaft“ und seine „Archäologische Sammlung“.

*Treffpunkt: Ruhrlandmuseum,*  
*Goethestraße 41, Essen (Rütten-*

*scheid)*

*Beginn: 16.00 Uhr*

*Führung: durch Mitarbeiter des*  
*Museums; Eintritt für Mitglieder*  
*der Kortum-Gesellschaft ermäßigt.*

*4,- DM*

*Verkehrsverbindungen ab Hbf Es-*  
*sen: Straßenbahnlinien 101, 107*  
*oder U 11 bis Rüttensteider Stern*

*Samstag, den 20. Mai*

#### **Stadthistorische Museen 2:**

##### **Der Dortmunder Adlerturm**

Der Adlerturm beherbergt auf seinen sechs Ebenen eine ständige und reiche Ausstellung zur mittelalterlichen Stadtgeschichte Dortmunds mit Ausblicken auf die folgenden Jahrhunderte. In seiner heutigen Form wurde der Adlerturm am Ostwall 1992 gebaut. Er steht am originalen Standort berührungsfrei auf einem aufwendigen Pfeilertragwerk über seinen historischen Fundamenten. Seine Rekonstruktion hat zu manchen Spötteleien Anlass gegeben, ist aber sehr sehenswert.

*Treffpunkt: Adlerturm, Ostwall*

*51 a, Dortmund*

*Beginn: 16.00 Uhr*

*Führung: durch Mitarbeiter des*  
*Museums; Eintritt: 2,- DM*  
*Verkehrsverbindung ab Hbf Dort-*  
*mund: U-Bahn: U 41, U 45, U 47,*  
*U 49, S4: Halt Stadthaus*

*Donnerstag, den 15. Juni*

#### **Das Kaufhaus Alsberg -**

##### **Das Kaufhaus Kortum**

Die Geschichte des Kaufhauses Kortum ist bekannt - denkt man. Aber die neuesten Forschungsergebnisse des Referenten zeigen doch ein Bild, dessen Hintergründe und Details den Blick auf die Geschichte des Hauses, der Stadt Bochum sowie der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung in Deutschland neu öffnen.

*Treffpunkt: Kortum-Gesellschaft,*

*Bergstraße 68 a*

*Beginn: 19.00 Uhr*

*Referent: Jan Gerdemann*

Der **Seniorenstammtisch** unserer Gesellschaft findet an jedem 2. Montag im Monat statt.

Interessenten sind herzlich eingeladen!

Treffpunkt: Gaststätte Uhle,  
Bochum, Huestraße 24  
Beginn: 15.00 Uhr



Haus der Kortum-Gesellschaft,  
Bergstraße 68 a, 44791 Bochum  
Geschäftstelle: Kulturbüro der  
Stadt Bochum, Westring 32,  
44777 Bochum

Konto 13 59 777 bei der Sparkasse Bochum (BLZ 430 500 01)

*1. Vorsitzender:*

Eberhard Brand, Tel. 581480

*2. Vorsitzender, Programm:*

Dr. Hans H. Hanke, Tel. 512191

*Schriftführer:*

Gerhard Kaufung, Tel. 701915

*Schatzmeister, Redaktion:*

Dr. Dietmar Bleidick, Tel. 335406